

**Deutscher
Reporterpreis
2013**

**Die 7 nominierten Texte in
der Kategorie
„Beste politische Reportage“**

	Seite
1) Blasberg, Anita und Kohlenberg, Kerstin, Die Klimakrieger (0016)	03
2) Feldenkirchen, Markus, Unter Eierköppen (0597)	20
3) Osang, Alexander, Der Exhibitionist (0539)	35
4) Simon, Jana, Das explodierte Ich (0839)	46
5) Supp, Barbara, Die Enkelin (0143)	55
6) Wenig, Peter, Der lange Weg nach Berlin (0468)	64
7) Würger, Takis, Der Bürgermeister (0121)	76

Die Klimakrieger

Wie von der Industrie bezahlte PR-Manager der Welt seit Jahren einreden, die Erderwärmung finde nicht statt. Chronologie einer organisierten Lüge

Von Anita Blasberg und Kerstin Kohlenberg, Die Zeit, 22.11.2012

Marc Morano sät den Zweifel per Tastendruck. Er sitzt im Fond einer schwarzen Lincoln-Town-Car-Limousine und bedient seine wichtigste Waffe, den Laptop. Draußen fliegt der Herbstwald vorbei, Morano lädt eine neue Schlagzeile auf seine Website: »Die amerikanische Umweltbehörde wird beschuldigt, Menschenversuche durchzuführen«.

Der Wagen hat Morano vor einer halben Stunde vor seinem großen Haus in einem Vorort der amerikanischen Hauptstadt Washington abgeholt, jetzt gleitet er zum Fernsehstudio des Nachrichtensenders Fox News. Dort hat Marc Morano seinen nächsten Einsatz.

Nächste Woche, am 26. November, treffen sich die Umweltminister und Regierungschefs der Welt in Doha am Persischen Golf zum UN-Klimagipfel. Sie wollen neue Maßnahmen gegen die Erderwärmung beschließen. Morano will das verhindern.

Morano ist kein Klimaforscher. Er kann weder den Atmosphärendruck der Erde berechnen noch Temperaturdaten analysieren. Morano ist PR-Manager. Er ist gut darin, eine Botschaft so zu vermitteln, dass sie jeder versteht.

Als Schüler, in den achtziger Jahren, half Morano den Republikanern im Wahlkampf. Er rief wildfremde Leute an und erklärte ihnen, weshalb Ronald Reagan der bessere Präsident sei. Später, nach dem Politikstudium, arbeitete er als Vertreter einer Abflussreinigungsfirma. Morano kann so ziemlich alles verkaufen.

Jetzt, bei Fox News, ist er zu Gast in der Verbrauchersendung Money with Melissa Francis. Es geht um erneuerbare Energien. Morano sitzt vor einer schwarzen Studiowand. Die Kamera zoomt ihn heran, und Morano erscheint in Amerikas Wohnzimmern: ein kräftiger Mittvierziger mit Anzug und Krawatte. Er lächelt freundlich, aber das täuscht.

Morano schafft es immer wieder, seine Gegner zu provozieren. Kürzlich fiel er bei einer Fernsehdebatte einem bedächtig sprechenden Klimawissenschaftler so oft ins Wort, bis der ihn erschöpft ein »Arschloch« nannte. Es war der Moment, in dem Morano gewonnen hatte.

Diesmal sitzt er allein im Studio, er gibt den sachlichen Experten: »Die Förderung der Solarenergie wird von der Angst vor der vom Menschen gemachten Erderwärmung getrieben«, sagt Morano mit besorgter Miene. »Aber das ist alles Ideologie.«

Marc Morano ist das wohl aggressivste Mitglied einer gut bezahlten Söldnertruppe. Er steht im Zentrum eines Kampfes, für den sich in den vergangenen Jahren in den USA mehr als drei Dutzend Lobbyorganisationen gründeten. Ein Kampf, der mit Zahlungen von mehreren Hundert Millionen Dollar befeuert wurde. Der Kampf gegen die internationale Klimaforschung. Schon vor Jahren sagte Morano: »Wir sollten die Klimawissenschaftler treten, solange sie am Boden liegen. Sie haben es verdient, öffentlich ausgepeitscht zu werden.«

Moranos Arbeitgeber ist das Committee for a Constructive Tomorrow, eine Organisation, die sich als Gegenstück zu Umweltschutzverbänden wie Greenpeace begreift. In den vergangenen Jahren wurde sie neben anderen von dem amerikanischen Autohersteller Chrysler sowie den Ölkonzernen ExxonMobil und Chevron finanziert.

Die Geschichte des PR-Managers Marc Morano ist die Geschichte einer geplanten Verwirrung. Ein Lehrstück über die Kunst des Lügens. Die Frage ist: Kann einer Demokratie die Wahrheit abhandenkommen? Kann es sein, dass die Antwort auf eine Menschheitsfrage käuflich ist?

Die Geschichte beginnt vor mehr als 20 Jahren, als sich rund um die Welt eine ungeheuerliche Erkenntnis durchsetzt: Der Ausstoß von Kohlendioxid erwärmt die Erde. Schnell ist klar, dass mögliche Gegenmaßnahmen die Industrie viele Milliarden kosten werden. Geld, das die Unternehmen sparen können, wenn es ihnen gelingt, dem vom Menschen gemachten Klimawandel etwas entgegenzusetzen: den vom Menschen gemachten Zweifel an der Klimaforschung.

Vielleicht sind die Daten ja falsch. Vielleicht erwärmt sich die Erde gar nicht. Und wenn doch, dann ist das vielleicht harmlos, ein natürlicher Prozess, der nichts mit Kohlekraftwerken und Verbrennungsmotoren zu tun hat.

Solche Gedanken sind es, die Männer wie Marc Morano in den folgenden Jahren in die Köpfe von Zeitungslasern und Fernsehzuschauern, von Journalisten und Politikern einpflanzen. Von Amerika aus verbreitet sich der Zweifel um die Welt, am Ende auch nach Deutschland. Er schleicht sich in Verhandlungen über Treibhausgase und in Abstimmungen über Energiegesetze. Jetzt, wenige Tage vor dem Beginn der UN-Klimakonferenz, ist er stärker als je zuvor.

Um das komplexe Atmosphärensystem der Erde zu verstehen, haben mehr als hundert Regierungschefs im Jahr 1988 den Weltklimarat ins Leben gerufen, ein Gremium, in dem die renommiertesten Wissenschaftler der Welt sämtliche Ergebnisse der Klimaforschung auswerten.

Die Daten sind eindeutig: Die globale Erwärmung ist nur noch mit großer Anstrengung zu bremsen. Der Temperaturanstieg erhöht die Gefahr starker Stürme. Dürren und Überschwemmungen werden häufiger. Gletscher und Polkappen schmelzen. Der Meeresspiegel steigt. Das ist es, was die Wissenschaftler in ihre Berichte schreiben.

»Wir dachten, wir hätten unsere Arbeit erledigt«, sagt der amerikanische Forscher Michael Mann, der dem Weltklimarat angehört. »Wir dachten, ab jetzt geht es um Politik und nicht mehr um Wissenschaft.«

Mann ist ein kleiner, rundlicher Mann in ausgetretenen Schuhen. Er leitet das Zentrum für Geowissenschaften an der Pennsylvania State University, es ist das wichtigste meteorologische Institut Amerikas. In seinem überfüllten Büro stapeln sich Fachzeitschriften, an der Wand lehnt ein abgewetzter Hockeyschläger, das Geschenk einer Collegemansschaft aus Vermont.

»Mit dem Hockeyschläger ging alles los«, sagt Mann.

Es ist das Jahr 1998, Mann ist damals 33 Jahre alt, ein junger Wissenschaftler, der davon träumt, die Schwankungen des Klimas zu erklären. Gemeinsam mit zwei Kollegen sammelt er Temperaturdaten aus Tausenden von Jahren, sie analysieren Korallen, Baumrinden und Bohrproben aus dem Polareis.

Als das Ergebnis schließlich in einer Grafik aufleuchtet, staunen die Forscher: Bis zum Jahr 1850 verläuft die Temperaturkurve der Erde weitgehend waagrecht, dann aber, genau

zu dem Zeitpunkt, als die Menschen anfangen, Kohle, Öl und Gas zu verbrennen, steigt sie steil nach oben.

Ein merkwürdiges Diagramm, denkt Mann: Es sieht aus wie ein liegender Hockeyschläger, ein langer gerader Stiel und eine fast senkrecht aufgestellte Kelle am Ende.

Mann und seine Kollegen veröffentlichen ihre Arbeit in der Fachzeitschrift Nature: »Der Hockeyschläger«, wie ihr Diagramm fortan schlicht heißt, katapultiert sie ins berühmte Time- Magazin, er bringt Michael Mann, schüchtern und unvorbereitet, in die wichtigsten Nachrichtensendungen des Landes.

Der Hockeyschläger ist der Beweis für die Schuld des Menschen am Klimawandel. Anfangs überzeugt er auch die Konservativen. Der einflussreiche republikanische Senator John McCain entwirft gemeinsam mit dem Demokraten Joseph Lieberman ein Gesetz, das den Ausstoß von Kohlendioxid reduzieren soll. Sie nennen es Climate Stewardship Act, Gesetz zur Klimaverantwortung.

Die National Academy of Sciences, die ranghöchste amerikanische Wissenschaftsvereinigung, bestätigt die Aussage von Manns Studie. 928 Fachaufsätze, die zwischen 1993 und 2003 zum Thema Klimawandel veröffentlicht werden, kommen zu dem Ergebnis, dass sich die Erde durch menschlichen Einfluss erwärmt. Der Chefredakteur der renommierten Fachzeitschrift Science spricht vom wohl außergewöhnlichsten Wissenschaftskonsens in der Geschichte.

»Der Hockeyschläger«, sagt Michael Mann, »war das Schlimmste, was der Industrie passieren konnte.«

Womöglich ist das der Grund, weshalb im Jahr 2002 ein PR-Berater des damaligen Präsidenten George W. Bush das Drehbuch für einen groß angelegten Gegenschlag verfasst. »Die Umwelt ist vielleicht das Thema, bei dem die Republikaner – und Präsident Bush im Speziellen – am verletzlichsten sind«, schreibt er in einem Strategiebericht für das Weiße Haus. Es komme jetzt darauf an, die Wissenschaftler »frontal zu attackieren«, um bei den Wählern Zweifel an deren Glaubwürdigkeit zu säen. Die Debatte sei zwar fast abgeschlossen – »gegen uns«, heißt es in dem Bericht. Aber es sei immer noch Zeit, um Experten zu finden, die »mit unserer Haltung sympathisieren«.

Kurz darauf stellt Bush eine Gruppe von Beratern zusammen, in der die mächtigsten Vertreter der Ölindustrie sitzen. Die republikanische Parteiführung bestimmt den Senator James Inhofe zum Vorsitzenden des Umweltausschusses. Inhofe ist ein 70-jähriger Republikaner aus Oklahoma; die Umweltbehörde, eine unabhängige Einrichtung der Regierung, die die Umsetzung von Umweltschutzgesetzen begleiten soll, verhöhnt er als »Gestapo-Bürokratie«; seine Wahlkämpfe finanzieren Energiekonzerne. Bald stellt er einen neuen PR-Strategen ein: Marc Morano.

Inhofe führt eine Neuerung im Senat ein: Er veranstaltet sogenannte Scientific Integrity Hearings, Anhörungen zur Integrität der Wissenschaft. Er macht den Senat zu einem Wissenschaftsgericht. Auf die Anklagebank setzt er renommierte Forscher, deren Arbeit hundertfach bestätigt wurde. Als Ankläger beruft er Laien wie den Schriftsteller Michael Crichton, in dessen neuestem Thriller korrupte Klimaforscher die Welt an den Abgrund treiben.

Ob sich die Erde erwärmt oder nicht, soll keine Frage des Wissens mehr sein – wie eine Frage des Glaubens soll es aussehen.

Kurz bevor der Senat das von den Senatoren McCain und Lieberman eingebrachte Gesetz zum Emissionshandel verabschieden soll, lädt Inhofe auch Michael Mann vor. Inhofe konfrontiert Mann mit den Forschern Willie Soon und David Legates. Biede ließen sich mehrfach von der Industrie bezahlen, allein Soon hat bis heute mehr als eine Million Dollar von ExxonMobil und anderen Konzernen erhalten. In einer umstrittenen Studie, mitfinanziert vom American Petroleum Institute, hat er behauptet, Manns Daten seien falsch.

»In vielerlei Weise«, beginnt Inhofe, »verschiebt diese Studie das bekannte Paradigma.«

»Das Klima des 20. Jahrhunderts ist weder unüblich noch in irgendeiner Weise extrem«, referiert Soon.

Dann fragt Inhofe die Anwesenden, ob sie darin übereinstimmen, dass ein erhöhter Kohlendioxidausstoß viele Vorteile für Flora und Fauna habe.

»Ich stimme zu«, sagt Soon.

»Ich sehe wenig, was dafürspricht«, sagt Mann.

»Ich würde tendenziell zustimmen«, sagt Legates.

Die Fernsehbilder dieses Tribunals sprechen eine einfache Sprache: Ein Forscher hält die Erderwärmung für eine Tatsache. Zwei Forscher ziehen das in Zweifel. Dass der eine den wissenschaftlichen Konsens repräsentiert, während die beiden anderen von der Fachwelt nicht ernst genommen werden, sieht man den Bildern nicht an.

55 zu 43, so endet am 30. Oktober 2003, die Abstimmung im Senat: Der Climate Stewardship Act, das Gesetz zur Klimaverantwortung, ist gescheitert.

Neun Jahre später, im Herbst 2012, sagt Marc Morano: »Wir haben es geschafft, die Klimagesetze innerhalb von drei Jahren zu stoppen.« Er sagt das stolz wie ein Schüler, der von einer gelungenen Klassenarbeit erzählt. Morano sitzt im Capital Grill, einem exquisiten Steakhaus in einem Vorort von Washington. In mit Vorhängeschlössern gesicherten Wandschränken lagerten dort früher die teuren Zigarren der Stammkunden. »Damals durfte man in Restaurants noch rauchen«, sagt Morano und verdreht die Augen.

Morano mag es nicht, wenn sich die Politik in sein Leben einmischt. Er mag es nicht, wenn er hört, Rauchen schade der Gesundheit, der Regenwald sei in Gefahr, die Überbevölkerung ein Problem. »Alles Ideologie«, sagt er.

Morano liebt seine Familie, die vier Kinder und seine Frau Jennifer. Er mag sein großes viktorianisches Haus mit dem schönen Garten und seinen schwarzen Geländewagen. Er mag es, so zu leben, wie es ihm gefällt.

Als Morano bei Senator Inhofe als PR-Mann anheuert, baut er als Erstes die Website des Umweltausschusses um: Er versammelt dort alles, was die globale Erwärmung leugnet. Je mehr ein Text gegen die Klimaforschung hetzt, desto prominenter platziert er ihn. Im Internet findet er viele solcher Texte. Es läuft gut für Marc Morano.

Doch dann, im Jahr 2006, bringt Al Gore, ehemaliger Präsidentschaftskandidat der Demokraten, den Dokumentarfilm Eine unbequeme Wahrheit heraus. Gore zeigt Bilder von schmelzenden Gletschern, wachsenden Wüsten, überschwemmten Städten. Er arbeitet ähnlich wie Morano: Er hat eine Botschaft, und er formuliert sie so, dass sie jeder versteht. Nur dass hinter Gore nicht die Industrie steht, sondern der wissenschaftliche Konsens.

Der Film läuft in Kinos und Schulen. Auf einmal halten 84 Prozent der Amerikaner den Klimawandel für eine Bedrohung. Morano muss sich etwas einfallen lassen.

Er erinnert sich an den Grundsatz des Politikberaters Karl Rove, einst Stabschef von George W. Bush: Attackiere nicht die Schwäche des Gegners, sondern seine Stärke! Die Stärke der Wissenschaft ist ihre Glaubwürdigkeit.

Am 20. Dezember 2007 erhalten Zeitungs- und Fernsehredaktionen in ganz Amerika einen von Marc Morano veröffentlichten, 175 Seiten langen, scheinbar hochseriösen Report. Unter dem Briefkopf des Umweltausschusses, versehen mit dem Wappen des amerikanischen Senats, steht die Überschrift: »Mehr als 400 prominente Wissenschaftler bezweifeln die menschengemachte Klimaerwärmung.«

Fast alle Redaktionen fallen auf Moranos Köder herein. Es ist Vorweihnachtszeit, kaum ein Journalist macht sich die Mühe, die 413 Namen und ihre Aussagen zu prüfen. Immer wieder zitieren Zeitungen und Fernsehsender den »Report«, die New York Times, der Boston Herald, die Nachrichtensender Fox News und CNN.

In Wahrheit arbeiten 44 der genannten angeblichen Wissenschaftler lediglich als Wetteransager, 84 waren früher für die Ölindustrie tätig, 49 sind längst in Rente, 90 haben keinerlei Verbindung zur Klimawissenschaft. Der Rest sind Forscher, die den menschengemachten Klimawandel nie bestritten haben, die sich jedoch, wie unter Wissenschaftlern üblich, kritisch mit einzelnen Fragen beschäftigen, etwa der konkreten Geschwindigkeit, mit der der Meeresspiegel steigt.

Moranos wichtigste Zeugen sind der damals 83-jährige Atmosphärenphysiker Fred Singer und der 96-jährige Physiker Frederick Seitz. Bis zu Seitz' Tod im Jahr 2008 sind die beiden Wissenschaftler eng befreundet: Singer hat in den achtziger Jahren am nationalen Raketenprogramm der USA mitgearbeitet, Seitz am Atomwaffenprogramm. Sie waren antikommunistische Krieger im Auftrag Ronald Reagans, jetzt helfen sie Morano, die Freiheit gegen den Ökofaschismus zu verteidigen. Ihre Artikel erscheinen in der New York Times, im Wall Street Journal, in der Washington Post.

So wie die Zeitungen einst Manns Hockeyschläger auf den Titelseiten präsentierten, so stürzen sie sich jetzt auf die neueste Neuigkeit: alles halb so schlimm.

Seitz hat zuvor für den Tabakkonzern Reynolds zehn Jahre lang die Gefahren des Rauchens verharmlost und dafür jährlich 65.000 Dollar kassiert. Singer ließ sich unter anderem von den Ölkonzernen ExxonMobil, Shell und Texaco bezahlen. Gemeinsam gründen sie jetzt die Vereine Science And Environment Policy Project und Nongovernmental International Panel on Climate Change (NIPCC). Deren erklärtes Ziel: den Weltklimarat in Verruf zu bringen.

Damit sind Singer und Seitz Teil eines von der Industrie finanzierten Komplexes von Verbänden und Instituten, der rund um Washington gewachsen ist. Eine Art Potemkinsches Dorf der Wissenschaft, bevölkert von bezahlten Experten, die den Interessen ihrer Auftraggeber dienen. Es gibt das Heartland Institute, das American Enterprise Institute, das Marshall Institute, das Frontiers of Freedom Institute, das Independent Institute. Es ist eine endlose Liste vermeintlich seriöser, unabhängiger Einrichtungen, die wiederum Ableger gründen, die sich auf Umweltthemen spezialisieren: zum Beispiel das Committee for a Constructive Tomorrow, für das Morano heute arbeitet.

Innerhalb weniger Jahre publizieren diese Organisationen weit über hundert Bücher zum Klimawandel. Ihre Autoren sind zu Gast in großen Fernsehshows, sie halten Vorträge auf eigens ins Leben gerufenen internationalen Klimakonferenzen. Eine gut geölte, sich selbst befeuernde Maschine des Leugnens.

Während Michael Mann und die übrigen Wissenschaftler des Weltklimarates unentgeltlich arbeiten, schreibt das Heartland Institute in einem kürzlich der Presse zugespielten internen Budgetplan für das Jahr 2012 über Fred Singers Verein NIPCC: »Momentan sponsern wir das NIPCC, um den offiziellen Bericht des Weltklimarates der Vereinten Nationen zu untergraben. Wir haben einem Autorenteam 388.000 Dollar gezahlt, um an einer Reihe von Publikationen zu arbeiten.«

Und weiter heißt es in dem Papier des Instituts: »Unser aktuelles Budget schließt die Unterstützung von Personen mit hohem Bekanntheitsgrad ein, die regelmäßig den Aussagen der Alarmisten der Klimaerwärmung widersprechen. Momentan geht diese Unterstützung an Craig Idso (11.600 Dollar pro Monat), Fred Singer (5.000 Dollar pro Monat) und Robert Carter (1.667 Dollar pro Monat).«

Insgesamt rund 420 Millionen Dollar investiert die Öl- und Gasindustrie in die Produktion des Zweifels – allein in den Jahren 1997 bis 2004.

Ende 2007 wird der Weltklimarat für seine Arbeit mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Von überparteilichem Konsens, von gemeinsamen Gesetzesinitiativen zum Schutz des Klimas aber ist in Amerika längst keine Rede mehr. Im Gegenteil: Erneut findet sich Michael Mann in Washington auf der Anklagebank wieder. »Offene Fragen rund um den Hockeyschläger« heißt die Anhörung, zu der ihn dieses Mal der Energieausschuss einlädt. Mann weiß, es gibt keine offenen Fragen, seine Ergebnisse sind unstrittig. Trotzdem ist er nervös.

Vor dem Rayburn House, dem Sitz des Repräsentantenhauses, stehen die Übertragungswagen aller wichtigen Sender. Mann steigt die Treppe hinauf, Kameramänner laufen neben ihm her, Journalisten mit Mikrofonen und Diktiergeräten. Mann ist gerade zum ersten Mal Vater geworden, sein Vertrag an der Universität ist noch nicht entfristet. Zum ersten Mal in seinem Leben hat er einen Anwalt kontaktiert. Es geht für ihn jetzt nicht mehr nur um Wissenschaft. Es geht um seine Existenz.

Drei Stunden dauert die Anhörung. Ein Statistiker, der bislang nichts mit Klimaforschung zu tun hatte, beschreibt Mann als Drahtzieher einer internationalen Verschwörung, ein früherer Industrieberater behauptet, Mann habe unsauber gearbeitet.

Während Michael Mann versucht, die Angriffe abzuwehren, verfolgt Marc Morano das Schauspiel aus dem Zuschauerraum. Er weiß: Wenn er Mann und seinen Hockeyschläger erledigt, dann erledigt er den Weltklimarat. Dann erledigt er jedes Gesetz, das künftig das Verbrennen von Öl, Gas oder Kohle verteuern könnte.

Als sich der Saal in Washington leert, steuert Morano auf Mann zu. Lächelnd streckt er den Arm aus, Mann gibt ihm höflich die Hand. Morano muss heute noch lachen, wenn er daran denkt: »Der wusste nicht einmal, wer vor ihm steht.«

Am Ende bringt die Anhörung keine neuen Fakten. Die American Geophysical Union, die American Meteorological Society und 30 weitere wissenschaftliche Vereinigungen springen Mann in den folgenden Tagen zur Seite. Der Zweifel aber bleibt.

Wenn sich Mann heute in seinem Büro in der Pennsylvania State University an das Verhör in Washington erinnert, muss er tief durchatmen. Längst weiß er, wer Marc Morano ist. »Diese Leute sind Zyniker«, sagt er. »Mir ist klar, dass Morano mich nicht persönlich meint. Er will mich nur einschüchtern. Er will ein ganzes Fach einschüchtern.«

Mann spricht leise, sein Gesicht ist blass. Im Dezember wird er 47, aber er hat noch immer die Scheu eines Mannes, der sich im Labor wohlerfühlt als unter Menschen.

Michael Mann mag es, in den Wäldern von Pennsylvania zu wandern, er mag die Ruhe des Universitätsstädtchens State College, an dessen Rand er mit seiner Frau, einer Biologin, lebt. Es gefällt ihm, dass der Strom in seinem kleinen Haus durch Windkraft erzeugt wird.

»Haben Sie mal von der Serengeti-Strategie gehört?«, sagt Mann. »Die Raubtiere in der Serengeti erlegen ihre Beute, indem sie ein Tier an den Rand der Herde treiben, und wenn sie es isoliert haben, töten sie es.«

Es ist das Jahr 2009, die Finanzkrise hat auch die Medienunternehmen erreicht. Verlage und Fernsehsender verkleinern ihre Redaktionen, jeder dritte amerikanische Nachrichtenjournalist verliert seinen Arbeitsplatz, wer übrig bleibt, hat kaum noch Zeit, um Fakten zu prüfen. CNN löst seine gesamte Wissenschaftsredaktion auf, der Wetteransager Chad Meyers ist nun der Experte für den Klimawandel. Meyers sagt: »Es ist anmaßend, zu denken, wir Menschen könnten das Wetter so stark beeinflussen.«

Was schlecht ist für Leser und Zuschauer, ist gut für Marc Morano: Viele Redaktionen gehen jetzt dazu über, jede Meinung mit einer Gegenmeinung zu neutralisieren. Jede Aussage eines Klimawissenschaftlers ergänzen sie mit der Aussage eines Klimawandel-Leugners – so sparen sie sich die Antwort auf die Frage, was richtig ist und was falsch.

Marc Morano hat in seinem Laptop mehrere Tausend E-Mail-Adressen von Journalisten gespeichert, in 19 verschiedenen Listen, sortiert nach »Zeitungskolumnisten«, »Fernsehmoderatoren«, »Überregionale Wissenschaftsredakteure« (»Die sind nicht so zugänglich für meine Themen«) oder »Lokalzeitungen« (»Die nehmen immer gerne etwas«).

Es ist der 17. November 2009, Michael Mann feiert mit seiner Familie Thanksgiving, als sich um 21.57 Uhr eine Person mit dem Pseudonym »FOIA« auf dem Blog Air Vent zu Wort meldet. FOIA nennt die Internetadresse eines Servers, von dem man 1.000 private E-Mails der berühmtesten Klimawissenschaftler herunterladen könne, unter ihnen Michael Mann.

Was ist geschehen? Unbekannte haben den Server der Klimaforschungsabteilung der britischen University of East Anglia gehackt und private E-Mails und Dokumente heruntergeladen. Das alles steht nun aufbereitet im Netz, pünktlich zur UN-Klimakonferenz, die Anfang Dezember 2009 in Kopenhagen beginnen wird.

Marc Morano fährt damals gerade auf dem Rücksitz eines Mietwagens den Pacific Coast Highway hinauf, als sein Handy klingelt. Er ist in Kalifornien, um dort Stimmung zu machen gegen ein neues Umweltgesetz. Ein Bekannter erzählt ihm von den gehackten E-Mails. Irres Zeug sei dabei. Michael Mann zum Beispiel schreibe in einer E-Mail, dass er einen »trick« benutze, um das Sinken der Temperatur zu verdecken. Einen Trick! Heißt das nicht so viel wie: Der ganze Klimawandel ist eine gigantische Fälschung?

Schnell hat der vermeintliche Skandal einen Namen: Climategate. Marc Morano richtet im Internet einen sogenannten Feeder ein, ein Programm, das ihm sämtliche Nachrichten über die Forschermails meldet. Er sammelt Überschriften und bündelt sie auf seiner Website climatedepot.com, die mit 1.700 anderen Seiten verbunden ist. Er tippt: »Der größte Skandal der modernen Wissenschaft!« Andere Blogger verknüpfen seine Texte mit anderen Seiten, und deren Betreiber wieder mit anderen. Fieberhaft arbeitet Morano die Nacht hindurch, bis »Climategate« wie ein dichtes Netz das Google-Universum durchzieht. In nur zwei Wochen verbreitet sich die Geschichte von den vermeintlich betrügerischen Klimaforschern auf mehr als 25 Millionen Internetseiten weltweit.

Kaum ein Journalist hat die Originaltexte der E-Mails gelesen, aber fast alle Medien übernehmen dankbar Moranos Interpretation: »Der letzte Nagel im Sarg der globalen Erwärmung«. Fox News beschwört tagelang »das Waterloo der globalen Erwärmung«, die britische Tageszeitung Daily Telegraph warnt: »Wenn Sie Aktien in Firmen für erneuerbare Energie besitzen, dann verkaufen Sie sie JETZT.« Sogar das renommierte Magazin The Atlantic schreibt angewidert: »Der Gestank von intellektueller Korruption ist übermächtig.«

Die Weltklimakonferenz in Kopenhagen endet ergebnislos. Das lang erwartete, vom neuen US-Präsidenten Barack Obama vorbereitete Klimaschutzgesetz scheitert im amerikanischen Senat.

Wenige Wochen später, im Frühjahr 2010, sprechen parlamentarische Untersuchungsausschüsse in Amerika und Großbritannien die Forscher von allen Vorwürfen frei: Die belastenden Zitate wurden aus ihrem Kontext gerissen, Michael Mann hat mit dem Wort »trick« lediglich die zulässige Lösung eines statistischen Problems beschrieben, in den Datensätzen finden sich keine Hinweise auf Manipulation. Auch diese Meldung erscheint in den Zeitungen, aber irgendwo auf den hinteren Seiten.

Nicht einmal jeder zweite Amerikaner glaubt jetzt noch an den Klimawandel.

»Morano hat ganze Arbeit geleistet«, sagt Michael Mann im Herbst 2012 in seinem Büro. Morano hat die Erzählung der Leugner verändert. Die Klimaforscher sind nicht mehr bloß im Unrecht – sie sind jetzt Kriminelle, die bewusst betrügen. Große Teile der Öffentlichkeit glauben ihm.

Im August 2010 öffnet Mann in seinem Büro einen Brief. Weißes Pulver rieselt ihm entgegen. Die Polizei evakuiert das Gebäude: Verdacht auf einen chemischen Anschlag, das FBI ermittelt. Das Pulver stellt sich als Mehl heraus, aber Mann dämmert, dass sein Leben nie wieder so wie früher sein wird.

Die Commonwealth Foundation, eine Stiftung aus Philadelphia, die sich für »den freien Markt« einsetzt, fordert die Pennsylvania State University auf, Michael Mann zu feuern. Beinahe täglich organisiert sie Demonstrationen auf dem Campus. Eine von der Kohleindustrie finanzierte Gruppierung ruft auf Facebook dazu auf, Manns Vorlesungen zu boykottieren, auf YouTube kursieren Videos, die ihn mit einer singenden Karikatur lächerlich machen – produziert von einer PR-Firma der Republikaner in Washington. Wenn Mann Vorträge hält, sitzen auf einmal Leute im Publikum, die Schlingen zum Aufknüpfen in die Luft halten. Mann lässt sich eine neue Telefonnummer geben. Später wird er sagen: »Die meisten Drohbriefe habe ich meiner Frau verschwiegen.«

Gemeinsam mit anderen Klimaforschern betreibt Mann jetzt eine eigene Website, realclimate.org. Sie kontern jeden Vorwurf und sind doch hoffnungslos unterlegen: Die Wissenschaftler müssen jede Aussage beweisen, ihre Gegner behaupten, was sie wollen. Die

Wissenschaftler sind zu akademischer Langsamkeit gezwungen, ihre Gegner brauchen nur einen Internetanschluss. So treibt ein kleiner Trupp von Radikalen die internationale Wissenschaft in die Defensive, ein von Zeitungen und Fernsehen aufgepumpter Scheinriese, dessen Helfer sich inzwischen auch in der staatlichen Justiz finden.

Ken Cuccinelli, der Generalstaatsanwalt von Virginia, leitet im Jahr 2010 ein Gerichtsverfahren ein, um zu klären, ob Michael Mann der akademische Titel entzogen werden könne. Cuccinelli, ein Republikaner, fordert die Universität von Virginia, Manns ehemaligen Arbeitgeber, auf, sämtliche E-Mails, Dokumente und Daten von Mann herauszugeben. Erst im März 2012 stellt sich das Gericht auf Manns Seite.

Drei Monate später, am 4. Juni 2012, steht Michael Mann in einem blauen Fernsehstudio des Senders MSNBC, die Show heißt Now with Alex Wagner. Mann lehnt konzentriert an einem Stehpult, er sagt: »Seit Jahren versuchen industriefinanzierte Kampfgruppen, mich zu diskreditieren, mit einem einzigen Ziel: politisches Handeln zu verhindern.«

Seit Anfang dieses Jahres tourt er durch Fernsehsendungen und Universitäten, gibt Radio- und Zeitungsinterviews. Mann hat aus seiner Geschichte ein Buch gemacht, Der Hockeyschläger und die Klimakriege. Es sind kleine Radiosendungen, kleine Zeitungen, die sich für ihn interessieren. Er produziert keine großen Schlagzeilen, aber er formuliert präzise und klar.

Michael Mann hat die öffentliche Bühne betreten, um Marc Morano auf seinem eigenen Gebiet zu schlagen: der Kommunikation. Mann ist immer noch schüchtern, vor der Kamera drückt er den Rücken steif durch, aber er will sich jetzt endlich wehren.

Vor Kurzem hat er wieder eine anonyme E-Mail erhalten: »Sie und Ihre Kollegen sollten erschossen, gevierteilt und an die Schweine verfüttert werden, gemeinsam mit Ihren verdammten Familien«, stand darin. Wenn Mann öffentlich auftritt, wird er inzwischen von Polizisten bewacht. Mehrere seiner Kollegen haben ihre Büros in Sicherheitstrakte verlegt, deren Türen sich nur mit Geheimnummern öffnen lassen.

Warum tut er sich das alles an?

Mann erzählt von seiner siebenjährigen Tochter. »Für sie«, sagt er, »ist dieser Kampf notwendig. Und für ihre Kinder.«

Auch Manns Gegner denken an die Kinder. Das Heartland Institute hat einem Berater des Energieministeriums 100.000 Dollar bezahlt, damit er einen alternativen Lehrplan zusammenstellt, der Schulkindern erklärt, dass der Klimawandel nicht bewiesen sei.

Marc Morano widmet sich inzwischen ganz dem Kampf gegen die erneuerbaren Energien. Er sagt: »Das Thema Erderwärmung ist in Washington durch.« Doha ist die erste Klimakonferenz, zu der er gar nicht erst hinfährt. Er hält den Krieg für gewonnen.

Nur in Europa sind die Klimaleugner noch in der Defensive. Fred Singer, der inzwischen 88-jährige Verkäufer des Zweifels, fliegt jetzt oft über den Atlantik, vor allem nach Deutschland. Hier glauben die meisten Leute noch an die Ergebnisse der Wissenschaft. Singer will das ändern.

Im September 2010 war er auf Einladung der FDP im Deutschen Bundestag zu Gast. Die umweltpolitische Sprecherin der CDU-Fraktion, Marie-Luise Dött, zeigte sich beeindruckt: »Ich fand Ihre Ausführungen, Professor Singer, sehr, sehr einleuchtend und sehr schön amerikanisch vorgetragen«, sagte sie laut Zeitungsberichten. Die Frage sei nun, wie man die Politik auf einen anderen Kurs bekomme, die Skeptiker bräuchten »gesellschaftliche Mehrheiten«.

Dött sei falsch zitiert worden, heißt es später aus der CDU. Für Singer hätte es dennoch kaum besser laufen können.

In diesen Tagen, im November 2012, reist er wieder nach Deutschland, wo das Europäische Institut für Klima und Energie (EIKE) eine Konferenz in München abhält, wie immer mit Unterstützung des Committee for a Constructive Tomorrow, des Arbeitgebers von Marc Morano.

»Wir werden im Bayerischen Hof tagen, mit einer internationalen Besetzung vom Feinsten«, sagt Horst Lüdecke. Neben Singer werde jemand vom Heartland Institute reden. Eine kanadische Bloggerin werde ihr neues, kritisches Buch über den Weltklimarat vorstellen.

Horst Lüdecke ist der Pressesprecher von EIKE, ein 70-jähriger emeritierter Physikprofessor, der sich seit seiner Pensionierung mit dem Klima beschäftigt. »Ich habe mich selbst in die Materie eingearbeitet«, sagt er stolz.

Im Fachbeirat von EIKE sitzen ein Journalist und ein Forstwissenschaftler, der Präsident ist ein Historiker, der zweite Vorsitzende ein Elektroingenieur, der bei Vorträgen gerne das Horrorszenario einer Ökodiktatur beschreibt: keine Heizung, keine Autos, keine Fabriken.

»Wir sind fast alle Rentner«, sagt Lüdecke.

Das »Institut« hat keine Büroräume, nur ein Postfach in Jena, trotzdem ist die EIKE-Website die wichtigste deutsche Plattform der Klimaleugner: Ein blauer Himmel mit Schäfchenwolken spannt sich über eine saftige Wiese. Das blau-gelbe Logo mit dem Sternenkrans erinnert an das EU-Signet, alles wirkt freundlich, seriös, wissenschaftlich. Man findet Links zu amerikanischen Websites wie der von Marc Morano oder zu klimaskeptiker.info, dem »Forum gegen die Irrlehren von Treibhauseffekt und Klimaschutz«.

Seit Kurzem ist das 2007 gegründete EIKE als gemeinnütziger Verein eingetragen. Das Institut darf jetzt offiziell zu Spenden aufrufen.

Wer spendet für EIKE? »Das ist geheim«, sagt Lüdecke. Wie viele Mitglieder hat der Förderverein? »Alles kann gegen uns verwendet werden«, sagt er mit gesenkter Stimme, man habe jedoch beste Kontakte zu Abgeordneten aller Parteien. Zu wem genau? Lüdecke schüttelt verschwörerisch den Kopf. »Zu brisant!«

Man könnte die deutsche Leugnerszene als harmlos belächeln, hätte nicht vor Kurzem ein politisches Schwergewicht die Bühne betreten.

Fritz Vahrenholt ist SPD-Mitglied. Er war mal Umweltsenator in Hamburg, Ende der neunziger Jahre wechselte er als Manager zum Ölkonzern Shell, später zum Energiekonzern RWE, heute sitzt er im Aufsichtsrat des Tochterunternehmens RWE Innogy.

Noch im Jahr 2006 befand RWE in einem Rechtsstreit mit Greenpeace, der Klimawandel sei nur »eine subjektive Wahrnehmung einer angenommenen Gefahr, die weder konkret noch gegenwärtig« sei. Ein Jahr zuvor hatte ein amerikanischer PR-Berater

für RWE ein Strategiepapier zur Bekämpfung der Energiewende verfasst. Er empfahl, eine »Koalition mit anderen interessierten Konzernen« zu schmieden und von Amerikanern wie Marc Morano zu lernen.

Anfang Februar dieses Jahres veröffentlichte Vahrenholt im renommierten Verlag Hoffmann und Campe das Buch Die kalte Sonne. Vahrenholt behauptet nicht, die Klimaforscher seien Betrüger, aber er suggeriert, sie seien dümmer als er. In Wahrheit erwärme sich die Erde wesentlich langsamer als bisher angenommen. Er, Vahrenholt, habe das herausgefunden.

Als das Buch erscheint, startet die Bild-Zeitung eine große Serie über »Die CO₂-Lüge«. Vahrenholt wird ausführlich im Spiegel interviewt, der ZEIT ist er eine Titelgeschichte wert, er sitzt in den Talkshows Maybrit Illner im ZDF und Unter den Linden auf Phoenix. Der Hessische Rundfunk lädt ihn zum Gespräch, der Norddeutsche Rundfunk, der Südwestrundfunk.

Fritz Vahrenholt ist der prominente, vermeintlich seriöse Experte, auf den die deutschen Klimaskeptiker gewartet haben.

Als Vahrenholt am 20. September dieses Jahres vor den goldstrahlenden Altar der Dresdner Frauenkirche tritt, breitet er die Arme aus und lächelt gütig. »Ich habe eine gute Botschaft für Sie«, sagt er: »Seit 14 Jahren gibt es keine Temperaturerhöhung mehr, jetzt kühlt sich zudem die Sonne ab, das heißt, die Temperatur wird weiter fallen.« Dann ruft er ins Publikum: »Der berühmte hockey stick – alles falsche Messungen!«

Vor ihm sitzen Pensionäre in teuren Wanderjacken und nicken zustimmend. »Das Ende der Gewissheit« heißt die Veranstaltungsreihe der sächsischen Staatskanzlei. Vahrenholt befindet sich in guter Gesellschaft: Innerhalb der Vortragsreihe sprechen der ehemalige Ministerpräsident Kurt Biedenkopf, Verteidigungsminister Thomas de Maizière, der Sicherheitsexperte Winfried Nachtwei von den Grünen, die österreichische Schriftstellerin Kathrin Röggla.

Vahrenholt wird an diesem Abend als Wissenschaftler vorgestellt, als Experte für Klimafragen, als Umweltpolitiker, als Manager, als Buchautor.

Mit keinem Wort wird erwähnt, dass er eine Außenseitermeinung vertritt. Dass Fachjournalisten sein Buch als das populistische Werk eines Laien verrissen haben.

Ein paar Studenten stellen kritische Fragen, aber Vahrenholt hat für jedes Argument eine Studie, für jede These eine passende Zahl parat. Welche Studien, welche Zahlen seriös sind, geht unter. Am Ende sieht es aus, als säßen dort unten ein paar Spinner, als stünde dort oben vor dem Altar ein klar denkender Mann, der alles verstanden hat.

Als Fritz Vahrenholt in Dresden spricht, liegt der Tag, an dem Michael Mann und seine beiden Kollegen das »Hockeyschläger-Diagramm« veröffentlichten, 14 Jahre zurück. In diesem Zeitraum ist der jährliche Ausstoß von Kohlendioxid auf der Welt um mehr als 40 Prozent gestiegen.

Alle Zitate stammen von Marc Morano oder seiner Website »climatedepot.com«

Unter Eierköppen

Der Deutsche Martin Schulz spielt eine zentrale Rolle in Europa. Als Präsident des Straßburger Parlaments will er seiner Institution mehr Macht und vor allem größere Anerkennung verschaffen. Und sich selbst.

Von Markus Feldenkirchen, DER SPIEGEL, 11.03.2013

Am 26. Juni 1980 sitzt Martin Schulz nachts um vier am Schreibtisch seiner Wohnung in Würselen und denkt daran, sich umzubringen. Er ist sternhagelvoll heimgekommen, dort hat er sich noch eine halbe Flasche Martini reingezogen. Er ist 24 und ohne Arbeit, Freundin, Lebensmut, dafür hat er Schulden und ein Alkoholproblem. "Es ging nix mehr", wird er später erzählen. "In dieser Nacht wollte ich Schluss machen."

Er ruft seinen älteren Bruder Erwin an. Um Abschied zu nehmen? Ein Hilferuf? Er weiß es selbst nicht. Gegen sechs verlässt Schulz seine Wohnung und läuft zu Erwin. Es ist der Versuch, seine Sucht hinter sich zu lassen - und die größte Herausforderung seines Lebens.

32 Jahre später, am 17. Januar 2012, steht Martin Schulz am Rednerpult des Europäischen Parlaments in Straßburg. Gerade wurde er zum Präsidenten von 754 Abgeordneten aus 27 Ländern gewählt. Sie sollen die Interessen von 500 Millionen Bürgern durchsetzen und werden doch meist belächelt. Das EU-Parlament wirkt neben den anderen farblosen Institutionen, dem Rat der Staats- und Regierungschefs und der Kommission, wie die graue Maus Europas. Schulz will ihm endlich Würde verleihen, es geht um Selbstbewusstsein und um Macht.

"Entscheidungen, die uns alle betreffen, werden von Regierungschefs hinter verschlossenen Türen getroffen", sagt er. "Das ist für mich ein Rückfall in einen lange überwunden geglaubten Zustand der europäischen Politik: Es erinnert an die Zeit des Wiener Kongresses im 19. Jahrhundert." Das Parlament werde dem nicht länger zusehen. Ein Hauch von Revolution weht durch Straßburg.

"Ich werde kein bequemer Präsident sein", verspricht er. Er werde alles geben, "das verlorengangene Vertrauen der Menschen in den europäischen Einigungsprozess zurückzugewinnen. Ja, ich werde versuchen, wieder Begeisterung für Europa zu wecken!"

Es ist keine Antrittsrede, sondern eine Kampfansage. Schulz will Europa aufrütteln, es umkrepeln, demokratischer machen. Es wird die zweite große Herausforderung seines Lebens.

München, Restaurant Pfistermühle, 3. Februar 2012

Die Tische sind gut besetzt, aber kein Gast erkennt ihn. Seit 18 Jahren gehört Schulz dem Europäischen Parlament an, er ist der wichtigste Deutsche in Brüssel, aber in der Heimat ist das kaum bekannt. Niemand ärgert das mehr als Schulz.

"Wo soll ich sitzen?", fragt er. "Unter dem Ochsen?" Er zeigt auf ein Gemälde an der Wand. "Na gut, passt ja."

Die Frage ist, ob der SPIEGEL ihn ein Jahr durch seine Präsidentschaft begleiten darf. Dann ließe sich vielleicht sagen, ob seine Ziele realistisch sind. Ob sich Europa tatsächlich verändern lässt.

Schulz willigt ein. Es gebe nur ein Problem. Er sei, nun ja ... etwas impulsiv. Auf so schöne Ausdrücke wie "Pfeifenheini", "Rindvieh", "dumme Gans" oder "Armleuchter" in Verbindung mit hohen EU-Repräsentanten und Regierungschefs muss daher in diesem Text verzichtet werden. Auf "Eierkopp" hingegen nicht.

Schulz sitzt unter dem Ochsen und bestellt Ente, dazu Apfelschorle. Vier Dinge will er verändern. Sein Daumen klappt hoch. Als Parlamentspräsident müsse er endlich an den Sitzungen des Rats teilnehmen. Man müsse an allen Gremien zur Euro-Rettung beteiligt sein. Zeigefinger. Die Regierungschefs müssten viel öfter nach Straßburg kommen und sich dort erklären. Mittelfinger. Und dann brauche man Aufmerksamkeit. "Wir vertreten 500 Millionen Menschen, aber wir haben eine Wahrnehmung wie der Kreistag von Pinneberg." Vier Finger stehen in der Luft.

"Die Mächtigen müssen Angst haben vor dem Parlament. Sonst machen wir Krawall. Ich schwitze den Machtanspruch ja aus jeder Pore." Wieder ein Hauch von Revolution, jetzt in der Pfistermühle.

Beim Nachtisch erzählt er von seinem ersten EU-Gipfel vor vier Tagen, seiner ersten Rede vor den Staats- und Regierungschefs. Es ging darum, wer den Fiskalpakt aushandeln darf, die Schuldenbremse für Europa. Das Parlament müsse einbezogen werden, verlangte Schulz. "Durch uns erhalten Entscheidungen der EU ihre demokratische Legitimation."

Bei bisherigen Gipfeln musste der Parlamentspräsident gleich nach seiner Rede den Raum verlassen. Sie war nicht mal ein Impulsreferat, eher ein Grußwort. Nach 20 Minuten waren die Mächtigen unter sich. "Bei mir gab es sofort acht Wortmeldungen", sagt Schulz. Merkel und Sarkozy, alle Wichtigen. "Ich war 'ne gute Stunde drin. Das gab's noch nie - eine echte Debatte!" Es herrscht die Euphorie des Anfangs, Veränderung scheint möglich. Über die Regierungschefs sagt er: "Sie haben mich gewogen und für schwer genug befunden."

Schulz, der kein Studium, kein Abitur hat, fühlte sich anderen lange Zeit unterlegen. Heute, sagt er, sei das Gefühl der Minderwertigkeit dem Stolz gewichen, es auf eigenem Wege geschafft zu haben.

Athen, 28. Februar 2012

"Ach, Moment, mein Hippo", ruft Schulz. Er kramt in seiner Tasche nach einem Plastik-Nilpferd und stellt es auf die Armlehne. "Mein Talisman. Das weitgereisteste Hippo aller Zeiten."

Für die Passagiere der Business Class ist es ein unruhiger Flug nach Athen. "Armin, Armin", ruft Schulz, wann immer sein Sprecher Armin Machmer helfen soll. Er bezeichnet sich selbst als Perpetuum mobile, als eine Maschine, die, einmal in Gang gesetzt, ständig in Bewegung bleibt. Als Armin sich ein Frühstück servieren lässt, ruft er laut: "Der Eierkopp kriegt nichts. Dat is ein Fresskopp!" Die Leute zucken. Schulz redet oft so mit seinen Mitarbeitern, nichts ist böse gemeint, sein Lieblingsspruch lautet: "Ihr seid alle entlassen!" In Wahrheit sind sie eine verschworene Gemeinschaft.

Schulz ist der erste prominente EU-Politiker, der in diesem Jahr nach Griechenland reist, seine Konkurrenten, Kommissionschef José Manuel Barroso und Ratschef Herman Van Rompuy, waren noch nicht da. Am Abend soll er eine Rede vor dem Parlament halten.

Das Vorhaben sei nicht risikofrei, es könne zu Tumulten kommen, sagt Schulz. "Aber ich kann nicht den Anspruch erheben, Einfluss zu nehmen und dem Parlament eine

angemessene Rolle zu verschaffen, ohne mich ins Getümmel zu stürzen." Es gehe beim Kampf um ein neues Europa ja nicht nur um Inhalte. "Du musst heutzutage inszenieren." Seine Hand rührt in der Luft.

Vor dem Parlament in Athen wird wieder protestiert, es brennen EU-Flaggen. Es gebe derzeit eine irre Situation in Europa, sagt Schulz auf dem Weg ins Parlament. 26 von 27 Ländern seien für zusätzliche Hilfen für Griechenland. Eine sei dagegen. Er meint Angela Merkel.

Über Merkel kann er fluchen wie ein Rohrspatz und tut das fast täglich. Ebenso oft telefoniert er mit ihr, er ist stolz, ihre Handy-Nummer zu haben. "Die anderen wissen, dass ich sie habe." Das hilft.

Im Parlament hält Schulz eine kluge, leidenschaftliche Rede, er sagt: "Nie darf die Hilfe des einen die Würde des anderen in Frage stellen." Es ist die Rede, die sich die anderen Politiker Europas bislang nicht zu halten trauten.

Danach lädt ihn der Präsident zum Essen ein. Bevor sich Schulz an den Tisch setzt, fragt er Armin, ob die "Tagesschau" etwas gebracht habe. Offenbar nicht, er ist enttäuscht. Auf der Rückfahrt sagt Armin, das "heute journal" habe eine Eloge gesendet. "Na bitte", sagt Schulz. "Kinder, wisst ihr was? Der Martin macht jetzt Bubu." Am Hotelaufzug verabschiedet er seine Mitarbeiter. "Wenn ihr noch was hört von wegen Medienberichte, schickt mir unbedingt 'ne SMS. Gute Nacht!"

In Schulz' Wahlkreisbüro sitzt ein Professor aus Aachen, der ein Buch herausgeben will: "Klassiker des Europäischen Denkens". Ob er zwei Beiträge über "Koryphäen Europas" beisteuern könne? "Bin ich da auch drin?", fragt Schulz.

Im Nebenraum wartet ein alter Freund, der heute sein Heimatbüro leitet. Er erzählt, wie er 1994 das erste Mal mit ihm nach Straßburg gefahren sei. Da habe sich der Martin im leeren Sitzungssaal auf den Stuhl des Präsidenten gesetzt und gesagt: "Hier sitze ich eines Tages."

Die Frage ist, wo all das herrührt, dieser unbändige Ehrgeiz, die ewige Sorge, zu kurz zu kommen? Der Freund zuckt mit den Schultern.

Nach der Sprechstunde spaziert Schulz durch die Innenstadt von Würselen. Hier in der Nähe saß er in den frühen Stunden des 26. Juni 1980 mit der Flasche Martini, als ihn der Lebensmut verließ.

Als Jugendlicher spielte er als linker Verteidiger bei Rhenania 05 Würselen und träumte davon, Fußballprofi zu werden. "Er war nicht gerade ein Filigrantechniker", sagt sein früherer Mannschaftskollege Franz-Josef Hansen. "Aber er war die Lokomotive, die uns alle mitgerissen hat." Man komme zwar aus dem kleinen Würselen, habe der Martin den Leuten eingebläut, aber man dürfe keine Angst vor den großen Vereinen haben. So erkämpfte seine Mannschaft aus der Provinz sogar die westdeutsche Vizemeisterschaft der B-Junioren, im Finale unterlag sie Schalke 04. Das Ziel, Profi zu werden, schien zum Greifen nah. Er wohnte neben dem Sportplatz und hatte nichts als Fußball im Kopf. Nach der elften Klasse musste er die Schule verlassen, weil er zweimal sitzengeblieben war.

Dann verletzte er sich auf einem Rasenplatz in Würselen schwer am Kniegelenk. Er ließ sich zum Buchhändler ausbilden und hatte doch das Gefühl, seine Chance auf Anerkennung vertan zu haben. Die Leere in sich füllte er mit Alkohol.

Er zog nach Bonn und arbeitete im "Buchladen 46". Dort verliebte er sich in eine Kollegin, bald träumten sie von einem Leben zu zweit. Irgendwann verließ ihn die Frau, weil es mit ihm, dem Dauerbetrunkenen, nicht auszuhalten war. Er zog in die kleine Wohnung in Würselen und glaubte, alles verloren zu haben, was ihm einmal wichtig gewesen war.

Brüssel, Europäischer Rat, 28. Juni 2012

Schulz ist einer der Ersten an diesem Tag, er trägt einen grauen Anzug mit roter Krawatte. Am Eingang des Saals steht Ratschef Van Rompuy und empfängt die Spitzen Europas wie ein Hausbesitzer seine Gäste zum Essen.

Vorher hat Schulz erzählt, dass er "so einen Hals" habe. Um künftige Krisen zu vermeiden, wurde eine Vierergruppe beauftragt, einen Masterplan zur Zukunft Europas zu entwickeln. Mitglieder sind die Chefs des Rats, der Kommission, der Zentralbank und der Euro-Gruppe. Das Parlament ist nicht vorgesehen.

Die haben mich wieder ausgeschlossen", sagt Schulz. "Eine Unverschämtheit! Wenn Sie mich fragen, hat das die Merkel veranlasst."

Das tiefere Problem heißt Krise. Um den Euro zu retten und die Verschuldung in den Griff zu bekommen, haben die Regierungen immer neue Maßnahmen und Gremien entwickelt, an denen weder die nationalen Parlamente noch das Europaparlament beteiligt sein sollen.

Krisenzeiten sind Belastungsproben für die Demokratie. In der Krise muss man schnell und entschieden handeln, Parlamente aber wollen gründlich sein, diskutieren, sie haben ihre Verfahren, Fristen, Rituale, das macht sie langsamer. Sie wirken wie Störenfriede der Effizienz.

Bislang ist offen, wie viel Krise die Demokratie verträgt. Aber wenn Europa nicht aufpasst, könnten sich die autoritären Staaten Asiens oder der Golfregion bald als überlegene Modelle erweisen.

Bevor die Sitzung beginnt, plaudert Schulz mit Frankreichs Präsident Hollande. Er ist froh, dass sein Freund François gerade Nicolas Sarkozy besiegt hat, sie kennen sich lange. Schulz hat über Jahre ein Netzwerk aufgebaut und Kontakte zu Politikern aus allen Ländern gepflegt. Aus Kontakten wurden Regierungschefs und Partner für seinen Kampf. Er selbst sagt: "Wenn du so lange in Europa dabei bist wie ich, kennst du jedes Schwein."

Er nimmt neben dem Ratspräsidenten Platz. "Es ist nicht akzeptabel, dass die einzige direkt gewählte EU-Institution, die Stimme der Bürgerinnen und Bürger in Europa, von der Debatte über die Zukunft der EU ausgeschlossen wird", warnt er die Regierungschefs. Er habe kein Verständnis dafür, dass die Krise ausgenutzt werde, um im Herzen des neuen Europas einen Autoritarismus zu installieren. "Der Notfall wird zur Regel erklärt."

Wenn das so weitergehe, werde er beim nächsten Gipfel stur sitzen bleiben, sagt er später mal. "Und wenn die mich rausschmeißen, setz ich mich vor die Tür mit einem Schild: „Das ist das Demokratieverständnis von Angela Merkel!""

Berlin, Hamburgische Landesvertretung, 28. August 2012

Die Schwarzkopf-Stiftung verleiht ihm an diesem Nachmittag ihren Europapreis. "Er ist der Einzige", so die Laudatio, "der mit Europa den Saal rocken kann."

Nach der Ehrung kommt eine Frau in seinem Alter auf ihn zu. Sie hat im Publikum gesessen, nun will sie gratulieren. Er erkennt sie zunächst nicht. Erst als sie ihren Namen nennt, erinnert er sich. Sie ist seine große Liebe aus Bonn, ein Wiedersehen nach über 30 Jahren.

Nach der Trennung hing Schulz in Würselen rum. Er schämte sich, weil er die Finger nicht vom Alkohol lassen konnte. Und trank dann aus Scham. Die Jusos, denen er sich mit 19 angeschlossen hatte, setzten ihn als Anführer ab.

Erwin, der Bruder, ist Arzt. Am Morgen nach der Nacht, in der Schulz beschlossen hatte, sein Leben zu ändern, gab er ihm Pillen, falls der Entzug zu heftig würde. Bald darauf begann Schulz eine viermonatige Therapie in einer Klinik. Ein Freund schrieb ihm: "Du hast jetzt die einmalige Chance, Dich nur mit Dir selbst zu beschäftigen. Nutze sie!"

Schulz lernte über sich, dass er zur Selbstüberschätzung neigt. Er steckte sich zu hohe Ziele, wollte immer mit den Großen mitspielen, auch in der lokalen Politik, obwohl ihm dazu noch die Fähigkeiten fehlten. "Ich musste lernen, bescheidener zu werden", sagt er heute. Und dass man sich Erfolge erst erarbeiten muss, bevor man sie einfordern kann.

Sie sei stolz auf ihn, sagt die Frau, die ihn einst an den Alkohol verlor.

Dublin, Hotel Merrion, 3. Oktober 2012

In einem antiken Zimmer soll der Ablauf seines Irland-Besuchs besprochen werden. Schulz beugt sich über den Tisch und liest: "Erster Punkt: Arrival Dublin Airport. Das ham wir schon mal geschafft." Später soll er eine Rede im irischen Parlament halten. "Wissen Sie, wer das als letzter Gast durfte?", fragt Schulz. Geheimnisvolle Pause. "Bill Clinton!" Seine Augen leuchten. "Das ist ein starkes Signal! Das zeigt das Upgrading des Parlaments."

Dann kommt er wieder auf seine Lieblinge zu sprechen, die Staats- und Regierungschefs. "Bei denen kannst du dich auf nix mehr verlassen. Weil irgendeine von den 27 Regierungen immer im Wahlkampf ist und glaubt, irgendeinen Scheiß erzählen zu müssen."

Ein Beispiel ist der Ire Enda Kenny, mit dem er später vor die Presse treten wird. Die meisten EU-Mitgliedstaaten favorisieren eine Finanztransaktionsteuer, um die Spekulanten an den Kosten der Krise zu beteiligen, aber Kenny spricht sich dagegen aus, die Briten

wollen schließlich auch nicht mitmachen. Beide Länder haben der Finanzindustrie eine attraktive Heimat geboten. Dass Irland wie kaum ein anderes Land von der EU profitiert hat, scheint Kenny egal zu sein. Die EU ist für viele Staaten wie der Geldspeicher von Dagobert Duck, aus dem man möglichst viel mitnehmen möchte, ohne selbst etwas zu geben.

Solches Denken bringt Schulz zur Verzweiflung, er schüttelt den Kopf. "Es gibt eigentlich nur eine einzige Lösung: Ich muss an die Macht. Alle Macht zu mir!"

Schulz öffnet die Tür zu einem Klinkerbau an der Kaiserstraße von Würselen und steht in einem Buchladen. Vorn stapeln sich Romane bis zur Decke, hinten Kinderbücher, fast wie damals, als er den Laden gründete, kurz nach der Therapie.

Als Buchhändler wurde Schulz zum Autodidakten, er wollte seinem Ehrgeiz endlich ein Fundament legen. Er verkaufte Bücher und las wie ein Besessener, Romane aus Lateinamerika, USA, Europa und unzählige Geschichtsbücher.

In dieser Zeit lernte er seine heutige Frau kennen, sie bekamen einen Sohn und eine Tochter. Nebenbei engagierte er sich wieder in der Politik, mit 31 wurde er Bürgermeister von Würselen. 1994 brach er auf nach Europa.

Vor der Buchhandlung steigt Schulz ins Auto, er hat Hunger. "Wir könnten zum Restaurant des Golfplatzes fahren." Kurze Irritation. Spielt er Golf? "Um Gottes willen. Ich bin doch ein kleiner Prolet."

Er zeigt aus dem Fenster. "Da vorne, dat Kaff, da komm ich her." Kurz darauf hält sein Wagen vor einem Fünfziger-Jahre-Bau. "In dem Zimmer, wo die Rolllade runter ist, bin ich geboren." Sein Vater war der einzige Polizist im Dorf Hehlrath, die Familie wohnte in der Polizeistation.

Am Ende der Straße klaffte früher das Loch des Braunkohletagebaus. Die Kumpel in der Nachbarschaft und sein Großvater, auch ein Bergarbeiter, lehrten den kleinen Martin den Stolz des Arbeiters. Es hat sich diesen Stolz bis heute bewahrt, die Lust am Aufbegehren gegen die da oben. Wenn er über Regierungschefs spricht, klingt es, als redete er über Fabrikbesitzer, die ihre Arbeiter kleinhalten.

Später rollt sein Wagen durch Herzogenrath, die deutsche Grenzstadt zu Kerkrade. "Schwupps", ruft Schulz, "schon ist man in den Niederlanden." In seiner Kindheit wohnten die Verwandten in der Nähe und doch auf drei Länder verteilt: Deutschland, Niederlande und Belgien. Für Familientreffen mussten sie an der Grenze Schlange stehen. Sein Großvater kämpfte im Ersten Weltkrieg gegen die eigenen Cousins aus Belgien und Holland.

Während viele seiner Kollegen in Straßburg sitzen, weil sie von ihrer Partei abgeschoben wurden, wollte Schulz nie etwas anderes sein als Europapolitiker. Als sein Freund Sigmar Gabriel ihn im Sommer 2010 bat, er solle in die Bundespolitik wechseln, sagte er: "Kommt nicht in die Tüte. Ich bleibe in Europa."

Im nächsten Jahr will er als europaweiter Spitzenkandidat der Sozialdemokraten antreten. Sein Ziel ist der Vorsitz der Kommission. Der würde ihm endlich jene Macht und Aufmerksamkeit sichern, nach der er sich sehnt.

Im Restaurant Seehof von Herzogenrath erreicht ihn eine SMS aus Italien. "Sie müssen mal mit mir nach Italien kommen", sagt er. "Weil ich da ein Volksheld bin. Nicht wie in Deutschland."

Am 2. Juli 2003 war es zur Konfrontation mit Silvio Berlusconi in Straßburg gekommen. Schulz könne prima den Kapo in einem Nazi-Film spielen, schimpfte der Italiener, weil er dessen heftige Kritik leid war. Eines Tages traf Schulz Marcello Dell'Utri, einen Vertrauten Berlusconis, im Fahrstuhl.

"Sie fahren Aufzug?", fragte Dell'Utri.

"Sieht man doch", antwortete Schulz.

"Das ist gut. Denn auf der Treppe stürzt man so leicht." Schulz kam sich vor wie bei der Mafia, aber er ließ sich nicht einschüchtern. Später wollte Berlusconi sich versöhnen. "Aber ich bin da stur geblieben." Stur sein kann er gut.

Autobahn A 5, 19. November 2012

"Kinners, ich muss mal kurz ein Nickerchen machen", sagt er auf dem Weg von Frankfurt nach Straßburg. Er lehnt den Kopf gegen das Fenster und schließt die Augen. Nach 30 Sekunden öffnet er sie wieder. "Ich könnte was singen. Oder soll ich ein Gedicht

aufsagen?" Niemand reagiert. "Dann kommt jetzt das Gedicht ‚Bauernabschied‘ von Martin Schulz." Er macht eine kurze Pause: "Sense."

Schulz saust mit seinem Hippo durch Europa wie der Trommelhase aus der Werbung. Seine Tage haben 18 Stunden, die Wochenenden fallen oft aus. Die meisten Fahrer aus dem Pool des Parlaments lehnen es ab, für ihn zu arbeiten, weil ihnen sein Programm zu anstrengend ist.

Die Sucht, die ihn zu zerstören drohte, hat er überwunden, aber der Drang nach dem Kick und dem großen Vergessen ist geblieben. Die bietet jetzt die Politik. Für sein Parlament, das oft vergessen wird, ist er keine schlechte Besetzung.

Nach dem Bauerngedicht ruft ein Mann vom Nobelpreis-Komitee auf seinem Handy an. Die EU soll den Friedensnobelpreis erhalten, die Frage ist, wer ihn entgegennehmen darf. Kommissionschef Barroso? Ratspräsident Van Rompuy? Oder er selbst? "Die eitlen Herren wollten ohne mich nach Norwegen fahren", sagt Schulz. "Ich fand es aber unter meiner Würde, darum zu betteln, dass ich mitfahren darf."

Sie werden nun doch zu dritt nach Oslo reisen. Es wird ein Podest geben, auf dem sie gemeinsam sitzen. "Ich bin also auf Augenhöhe. Das ist das Entscheidende." Van Rompuy und Barroso werden Reden halten, Schulz bekommt die Medaille, das ist der Kompromiss. "Jetzt mal ehrlich", sagt er. "Deren Reden interessieren am Ende niemanden. Aber die Bilder mit der Medaille, die gehen um die Welt!"

Sein Kabinettschef reicht ihm die Einladungsliste des Protokolls. "Ha, da ham wir's doch! Ich bin die Nummer eins!"

Straßburg, Büro des Präsidenten, 21. November 2012

Schulz sitzt am gedeckten Frühstückstisch, als sein Handy klingelt, der silberne Nokia-Klassiker aus dem Jahr 2002. "Ahh, der Barroso. Darf ich kurz?"

Es beginnt der wichtigste Kampf seiner Amtszeit. Die EU muss sich auf den Finanzrahmen bis 2020 einigen. Der britische Premier David Cameron will ihr deutlich die Mittel kürzen, Barrosos Kommission und Schulz' Parlament verlangen dagegen eine Aufstockung.

"Okay, ich ruf den Hollande an, du Juncker und Monti", sagt Schulz ins Telefon. Er und Barroso mögen über Oslo streiten, in der Budget-Frage aber sind sie Partner. "Das ist echt dreist!", sagt er, als er aufgelegt hat. "Die Merkel dealt mit 'nem Typen wie dem Cameron." 30 Milliarden weniger hätten sie vereinbart. "So machen die die EU kaputt!"

Schulz stürmt die endlosen Flure entlang, er muss jetzt mit den Fraktionschefs reden. Dank des Vertrags von Lissabon muss das Parlament dem Sieben-Jahres-Budget zustimmen - das gibt ihm größere Macht. Schulz könnte mit einem Veto drohen, aber dafür muss er eine Mehrheit seines Parlaments hinter sich wissen.

"Was ist unsere Strategie?", fragt er, als er den Fraktionschefs gegenüber sitzt. "Wenn wir 30 Milliarden kürzen, werde ich das Parlament bitten, die Arbeit einzustellen." Er fragt alle einzeln ab, ob sie die Zustimmung ihrer Abgeordneten für seinen Kurs garantieren können. Nur mit deren Rückhalt kann er in die Schlacht gegen die Regierungschefs ziehen. Es sind diese Runden, in denen er Politik macht.

Am Ende der Sitzung hat er die gewünschte Unterstützung. "Okay, Leute, sehr ernste Ansage." Er richtet sich auf. "Das ist ein großes Spiel. Was wir jetzt entscheiden, kann ein großes Moment in der Geschichte des Parlaments sein. Ich zähle auf euch! Ich spiele das hart. Nicht dass es am Ende heißt: April, April."

Oslo, Grand Hotel, 9. Dezember 2012

Am späten Abend lässt sich Schulz in einen Sessel der Limelight Bar fallen, er kommt vom Abendessen mit dem Nobel-Komitee. "Feines Rumsitzen. Gepflegtes Im-Essen-Rumpicken." Er macht vor, wie man mit spitzen Fingern Messer und Gabel hält. "Nä, das ist nix für mich."

Morgen wird im Rathaus der Preis vergeben, aber er wirkt so deprimiert wie nie zuvor in diesem Jahr. "Ich habe 19 Jahre in die Europapolitik investiert. Aber mit der Zeit habe ich das Vertrauen, dass es gut wird mit Europa, verloren."

Leider gebe es keine Politiker mehr, die bereit seien, ihr persönliches Schicksal mit dem Europas zu verknüpfen. "Ich habe mir als alter Sozi niemals träumen lassen, dass ich einmal Sehnsucht nach Helmut Kohl haben würde."

Er hat viel Zeitung gelesen die letzten Tage. Aus den Kommentaren sprach reichlich Häme, dass ausgerechnet die Europäische Union den Nobelpreis bekommt. Das hat ihn frustriert. Als Schulz ins Bett geht, bleibt der Eindruck zurück, keiner Jubelfeier beizuwohnen, sondern einer Beerdigung.

Am nächsten Tag hält er im Café des Hotels eine Schatulle mit der goldenen Medaille neben sein Gesicht und klappt sie auf und zu wie das Maul eines Krokodils. Er könne nicht glauben, tatsächlich dieses Ding in der Hand zu halten, sagt er. "Wenn ich daran denke, wo ich in meinem Leben auch mal war, nämlich mal ganz unten, und dass ich jetzt, pfffff ..."

Zum Kellner sagt er: "Für mich einen vierstöckigen Cognac bitte!" Aufgekratzt erzählt er, dass er und Angela Merkel sich eben im Rathaus angesehen hätten, als am Ende der Zeremonie das Lied "Dein ist mein ganzes Herz" gesungen wurde. "Und ich dachte: Ne, du nicht. Du gewiss nicht." Den Cognac bestellt er wieder ab. "War nur ein Witz."

Eine Stunde später sitzen Barroso, Van Rompuy und er einem CNN-Moderator gegenüber. "Warum sitzen hier eigentlich drei Präsidenten rum?", fragt der Journalist und bemüht sich, das Konstrukt der EU zu erklären. Später wird darauf hingewiesen, dass die Pendelei des Parlaments zwischen Brüssel und Straßburg 200 Millionen Dollar im Jahr koste. "Das macht doch keinen Sinn", sagt der Moderator. "Warum machen Sie das?"

"Wenn Sie das ändern wollen, brauchen Sie einen einstimmigen Beschluss des Rats", sagt Schulz. Er schaut Van Rompuy, den Ratspräsidenten, an, aber der wirft nur die Hände in die Luft.

Die Wahrheit ist, dass Frankreich den Standort Straßburg vor Jahrzehnten ausgehandelt hat und ihn niemals aufgeben würde, nur weil es Sinn ergeben könnte. Es ist wie mit Irland und der Finanztransaktionssteuer oder den Briten mit der Budgetkürzung. Solange die EU in entscheidenden Fragen einstimmige Beschlüsse aller 27 Mitglieder verlangt, wird sie selten entscheiden, was gut für den Kontinent ist. Sie wird entscheiden, was niemandem weh tut.

In den Verträgen stehe nun mal: Sitz des Parlaments ist Straßburg, antwortet Schulz. "Wir reisen also gar nicht von Brüssel nach Straßburg. Wenn, dann reisen wir von Straßburg nach Brüssel." Es ist schwer, für einen Koloss zu werben, über den die meisten den Kopf schütteln.

Am Abend stehen Hunderte Menschen vor dem Grand Hotel. Sie haben Fackeln in der Hand, sie wollen die Friedensnobelpreisträger feiern, wie jedes Jahr. Um 19 Uhr treten die drei Herren von der EU auf den Balkon. Die Menge applaudiert verhalten, kein Vergleich mit den Vorjahren. Die Herren versuchen es mit Winken. Barroso geht als Erster wieder rein.

Schulz dreht nun auf. Er bewegt die Arme, als würde er ein Baby schaukeln, tanzt auf der Stelle, reckt beide Daumen in die Luft, strahlt, als hätte er ein Siegtor geschossen. Plötzlich schwappt seine Freude auf den Platz über, die Leute johlen, skandieren "EU, EU". Schulz dirigiert sie, faltet die Hände zum Megafon, brüllt: "Norway, Norway." Van Rompuy ist längst geflüchtet. Die Leute mögen Schulz nicht kennen, aber sie lieben ihn jetzt. Es scheint, als sei er der Einzige in dieser grauen, unterkühlten EU-Welt, der sich die Leidenschaft bewahrt hat.

"Wissen Sie, was das Schönste an diesem Tag war?", fragt er später. Dann präsentiert er eine SMS von seiner Frau: "Ich war so aufgeregt wegen Dir, mir sind heute fünf Frikadellen angebrannt."

Brüssel, Parlamentsgebäude, 9. Januar 2013

Die Euphorie über den Preis ist verflogen, Schulz ist zurück im Alltag Europas, draußen ist es grau, drinnen überheizt.

Drei Leute vom Parlaments-TV stehen in seinem Büro. Ein Jahr Präsident, eine Bilanz. "Welche Sprache?", fragt Schulz. Er spricht Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Niederländisch, Rheinisch, alles fließend, in manchen Konferenzen wechselt er in zwei Minuten fünfmal die Sprache. Die Redakteure überlegen.

"Jut, dann mache mer datt op Kölner Platt", sagt Schulz, grinst und stellt sich selbst die Fragen. "Ein Jahr als Präsident, wie wor datt? Jut! Un sons? Och jut!"

Seine wahre Bilanz ist ebenfalls nicht schlecht. Er ist der stärkste Präsident, den das Parlament je hatte. Immer mehr Regierungschefs reisen nach Straßburg, wollen dort reden, sich erklären, zusammenarbeiten. Mit einigen, wie seinem Freund François Hollande, versuchte er, Bündnisse gegen dessen Kollegen im Rat zu schmieden, häufig auch gegen Merkel. Die Vierergruppe zur Zukunft Europas heißt jetzt "4 plus 1". Kleine Erfolge.

Würselen, 7. Februar 2013

Am Tag des Showdowns verlässt Schulz um zehn ein verklinkertes Haus im Magnolienweg. Auf nach Brüssel. Heute soll im Rat der Regierungschefs die Entscheidung über das Budget fallen. Schulz wird wieder die Auftaktrede halten.

Auf der Autobahn sucht er Barrosos SMS vom Vorabend. Sichere Quellen sagen, dass Cameron und Merkel einen letzten Deal gemacht hätten, schreibt der Kommissionschef: 908 Milliarden. "Ich beschwöre Dich, das zurückzuweisen!"

Schulz hat die Information gleich an Hollande weitergesimt. "Ich kann das nicht akzeptieren", kam als Antwort zurück. Schulz informiert jetzt seine anderen Freunde unter den Regierungschefs. Es wird überhaupt viel gesimt in Europa.

Er holt das Manuskript seiner Rede hervor und übt: "Sie alle wissen, dass Sie zu Hause für Ihre Beschlüsse die Zustimmung des Parlaments brauchen", ruft er in den Wagen, sein Fahrer nickt instinktiv. "Sie müssen lernen, dass das in Europa auch so ist. Das Parlament braucht nicht die Gnade der Exekutive. Die Exekutive muss die Zustimmung des Parlaments gewinnen." Seine Hände stoßen gegen das Fahrzeugdach. "Hier im Auto darf ich ja ausflippen." Nachher im Rat müsse er wieder den Staatsmann spielen.

Schulz betritt das Ratsgebäude lange vor seiner Rede, um Einzelgespräche mit seinen Vertrauten zu führen, mit Hollande, dem Belgier Elio di Rupo, Mario Monti aus Italien, dem österreichischen Kanzler Werner Faymann. Sie sollen in den Verhandlungen auf das Veto-Recht des Parlaments hinweisen, bläut er ihnen ein.

Nach seiner Rede verlassen die Regierungschefs mit ihm den Saal für ein Gruppenfoto. Danach lassen sie ihn stehen und ziehen sich zur Entscheidung zurück.

Schulz fährt runter ins Erdgeschoss, um eine Pressekonferenz zu geben. Er steht am Pult, entschlossener Blick. "Ich sage Ihnen ganz klar: Ich unterschreibe keinen Defizithaushalt." Es ist der vorerst letzte Versuch, die Staats- und Regierungschefs das Fürchten zu lehren.

Gegen halb zwölf steht Schulz vor seiner Limousine und fragt sein Team, wo es noch etwas zu essen gebe. Allgemeines Achselzucken. "Ihr Eierköpfe, ihr wohnt doch alle hier. Ihr seid alle entlassen."

Kurz vor Mitternacht sitzt er in der Brasserie L'Esprit de Sel am Place Jourdan, bestellt ein halbes Hühnchen mit Pommes und wirkt zufrieden. "Wir wurden zum ersten Mal ernst genommen", sagt er. "Darauf habe ich seit Jahren hingearbeitet. Das ist mein größter Erfolg."

Als das Huhn serviert ist, erreicht ihn eine SMS von Österreichs Kanzler Faymann mit dem Stand der Verhandlungen. Man mag ihn vor die Tür gesetzt haben, aber er hat dafür gesorgt, dass er trotzdem ein wenig mit am Tisch sitzt. "Nicht hinnehmbar", sagt er und isst weiter.

Um 0.21 Uhr vibriert sein Handy, ein Anruf. "Der Werner!" Während Schulz telefoniert, malt er Zahlen auf seine Serviette, dann sagt er. "Ihr müsst in die Schlussfolgerungen schreiben: Das ist ein Angebot an das Europäische Parlament. Das ist ganz wichtig. Nicht dass ihr reinschreibt: Das ist es jetzt. Dann gibt's ein Nein! Aber kämpft erst mal für die 930."

Am Ende werden es 908 Milliarden. Bei diesem Ergebnis werde er nicht zustimmen, hatte er zuvor getönt. Da könne man "den Laden dichtmachen".

Am Mittwoch dieser Woche wird das Parlament das Angebot wohl zurückweisen, es wird dann weiterverhandelt, alles läuft auf einen Kompromiss hinaus, der weder Gewinner noch Verlierer kennt.

Nach ein Uhr nachts schließt Schulz die Tür zu seiner Brüsseler Wohnung auf. Er steht in einem kahlen Raum, ein Tisch, ein Sofa, links geht das kleine Schlafzimmer ab. Er knipst das Licht an, schaut auf die Uhr und schüttelt den Kopf.

So erschöpft hat er das ganze Jahr nicht gewirkt. Die EU hat viel von seiner Energie geschluckt, sie ist irgendwo versickert, ohne dass Europa sich groß verändert hätte. Um das zu erreichen, müsste es wohl mehr von seinem Kaliber geben. "Ich bin hundemüde", ruft er in das leere Wohnzimmer.

Der Exhibitionist

Anthony Weiner galt als politische Hoffnung, bis er versehentlich Nacktfotos twitterte. Jetzt will er Bürgermeister von New York werden. Moralisten verhöhnen ihn - für andere wird er zum Helden.

Von Alexander Osang, DER SPIEGEL, 09.09.2013

Der Politiker Anthony Weiner wirkt, vor allem, wenn man ihm zum ersten Mal begegnet, wie ein Schauspieler, der den Politiker Anthony Weiner spielt. Das liegt an seinem Hemd, das auch spätabends noch so frisch aussieht, als habe er es eben erst angezogen. Es liegt daran, dass er im wirklichen Leben kleiner wirkt als im Fernsehen. Es liegt an den jungen, gutaussehenden Assistenten, die ihn umschwirren, Menschen, die selbstbewusst und ängstlich zugleich wirken. Es liegt daran, dass Anthony Weiner durchtrainiert, federnd und so gesund wirkt, als beschäftige er einen Fitnesscoach und einen Ernährungsberater. Es liegt an dem schwarzen, verspiegelten Geländewagen, aus dem Anthony Weiner in die Öffentlichkeit steigt. Es liegt an den sechs bis sieben Freiwilligen, die sich ständig mit Plakaten, auf denen "Weiner - Bürgermeister" steht, im Hintergrund des Politikers aufhalten wie eine lebende Kulisse. Vor allem aber liegt es daran, dass Anthony Weiner die Demütigungen nicht anzumerken sind, denen er pausenlos ausgesetzt ist.

Und so wirkt Anthony Weiner eher wie der Darsteller einer amerikanischen Fernsehserie über das Wesen der Politik. Ein Antiheld, wie ihn Kevin Spacey in "House of Cards" spielt. Im richtigen Leben kann man sich den Mann nur noch schwer vorstellen.

Weiner galt als chancenreicher amerikanischer Nachwuchspolitiker, bis er versehentlich Nacktfotos, die für eine Studentin in Seattle bestimmt waren, an 45 000 Twitter-Follower verschickte. Er entschuldigte sich öffentlich bei seiner Frau und seinen Wählern, trat als demokratischer Kongressabgeordneter zurück, verschwand für ein Jahr in der Dunkelheit und kehrte im Frühjahr zurück, um Bürgermeister von New York zu werden.

Amerika ist das Land der zweiten Chance, im Juli führte Weiner die Umfragen an. Dann musste er gestehen, dass er weiterhin sexuelle Kontakte im Internet gesucht hatte, oft

unter dem Tarnnamen Carlos Danger. Weiner war schon ein dankbarer Name für die Gag-Schreiber der amerikanischen Late-Night-Shows, weil es in der Umgangssprache so viel wie Pimmel bedeutet. Carlos Danger war noch besser.

David Letterman widmete Weiner in den vergangenen Wochen einige seiner berühmten Top-Ten-Listen. Eine beantwortet die Frage, was Anthony Weiner in seinem Wahlkampf wohl zu hören bekomme.

Antwort 7: Können wir den Handschlag weglassen?

Antwort 4: Ihr Hosenstall ist ja zu.

Antwort 1: Stecken Sie das weg!

Die "New York Times" forderte Weiner in einem Leitartikel auf, sofort aus dem Wahlkampf auszusteigen. Eine Fleischfirma vertreibt Wiener-Würstchen-Packungen mit dem Namen Carlos Danger. Seine Konkurrenten bitten ihn aufzuhören, um der Stadt New York nicht zu schaden. Anthony Weiner aber hört nicht auf.

Wenn man ihn fragt, warum er sich das antut, sagt er: "Es ist leider so, dass sich die Leute auch für mein Privatleben interessieren, aber am Ende sind ihnen bezahlbare Wohnungen, gute Krankenhäuser und sichere Renten wichtiger. Und da bin ich ihr Mann."

Weiner steht in seinem faltenlosen, blütenweißen Hemd auf einem Platz vor dem Barclays Center in Brooklyn und macht Wahlkampf. Die Ärmel sind leicht aufgekrempt, so als wollte er irgendwo mit anfassen. Es ist kurz nach sechs, der Punkt auf seinem Tagesprogramm heißt: "Anthony Weiner grüßt Bürger im Feierabendverkehr." Der Feierabendverkehr umspült den Kandidaten wie einen Stein.

"Wollt ihr zu mir oder zu Beyoncé?", fragt Weiner drei junge Schwarze, die vor ihm stehen bleiben.

Ein Mädchen lacht, es hält sein Ticket für das Beyoncé-Konzert im Barclay Center hoch.

Immer mehr Leute bleiben stehen, zwei Fernsehkameras tauchen auf, drei, vier Fotografen, irgendwann beginnt Weiner von bezahlbaren Mieten zu reden, von der Mittelschicht, um die sich niemand sorgt wie er, von seiner Mutter, die 32 Jahre lang als Lehrerin an öffentlichen Schulen gearbeitet hat, von den rassistischen Polizeimethoden, die

unter Bürgermeister Bloomberg eingeführt wurden. Er erwähnt die zwei Bücher mit Ideen für ein besseres New York, die er geschrieben hat.

"Ich wähle dich, Anthony", ruft eine Frau.

"Wenn ich mit einer Stimme gewinne, weiß ich, wem ich danken muss", sagt Weiner.

Die Leute, es sind jetzt vielleicht 50, scheinen den drahtigen Mann zu mögen, der ihnen verspricht, sich nicht wie Michael Bloomberg nur um das wohlhabende, gutaussehende New York zu kümmern, sondern auch um sie. Dann stürzt aus dem Hintergrund eine junge Frau heran. Sie ist Ende zwanzig und trägt einen Leinenbeutel, aus dem ein winziger Hund schaut. Auf dem Leinenbeutel steht "Bad Dog".

"Du wagst es, hier aufzutauchen", schreit die Frau. "Fick dich."

Weiner dreht sich zu ihr um.

"Ich würde mich mit den Ausdrücken zurückhalten", sagt er. "Hier sind Kinder."

"Du wagst es, dich hinter Kindern zu verstecken, du perverses Schwein?"

"Wissen Sie was, wenn Sie mich nicht wählen wollen, wählen Sie mich nicht", sagt Weiner. Er dreht sich um, zumal inzwischen vier Fernsehkameras da sind, aber die Frau hört nicht auf zu schreien. Sie macht ihn dafür verantwortlich, dass New Yorker sich ihre Wohnungen nicht mehr leisten können, er aber ein Haus in den Hamptons hat. Weiner hat kein Haus in den Hamptons und kämpft für sozialen Wohnungsbau, aber sie schreit und schreit.

Irgendwann brüllt Weiner zurück: "Ich bin ein Junge aus Brooklyn, ich lass mich nicht zusammenbrüllen. So läuft das bei uns nicht."

Anthony Weiner ist nicht weit vom Barclays Center in einer jüdischen Familie aufgewachsen. Seine Mutter war Mathematiklehrerin, sein Vater Anwalt in einer kleinen Kanzlei. Er hatte drei Brüder, am Abendbrottisch diskutierte die Familie über Politik, schon als Junge verteilte Weiner auf Rollschuhen Werbung für demokratische Präsidentschaftsbewerber.

Er war ein guter Schüler, aber nicht besonders fleißig. Eigentlich wollte er Wettermann im Fernsehen werden, aber die Meteorologiekurse waren ihm zu schwierig, und

so wechselte er zur Politik. In einer seiner ersten Aktionen protestierte er gegen den Weihnachtsbaum, der in der Lobby der politischen Fakultät stand und seiner Meinung nach gegen die Trennung von Staat und Kirche verstieß. Der Baum wurde entfernt.

Schon während des Studiums machte er ein Praktikum bei Chuck Schumer, einem Kongressabgeordneten aus Brooklyn. Schumer förderte ihn, 1992 wurde Weiner mit 27 Jahren der jüngste Stadtverordnete in der Geschichte New Yorks, sieben Jahre später ging er als Kongressabgeordneter nach Washington. Weiner galt als harter Chef und Debattierer. Er warf mit Salat und Telefonen, wenn er seinen Willen nicht bekam, hielt einzigartige Wutreden im Parlament und quatschte konservative Fernsehreporterinnen von Fox-TV in Grund in Boden.

Er hatte schnell wechselnde Beziehungen, unter anderem zu einer bekannten Autorin des Magazins "New Yorker" und zu einer Delphin-Dompteurin. Weiner traf sich mit dem "Sopranos"-Star Joe Pantoliano, um über bessere Arbeitsbedingungen für New Yorker Filmproduktionen nachzudenken, und beriet Ben Affleck für seine Rolle als Politiker im Film "State of Play". Affleck sagte über Weiner: "Es liegt etwas Schönes in einem Politiker, der ein richtiger Fighter ist. Anthony ist ein Bursche, der hart und sauber schlägt." Pantoliano stellte fest: "Weiner ist kein Typ, der gegen den Wind pisst."

Zu Hause in Brooklyn hatten sie den Eindruck, den richtigen Mann in die Hauptstadt geschickt zu haben.

Auch die Leute vorm Barclays Center spüren schnell, dass Weiner eher zu ihnen gehört als die junge Frau mit dem Hundbeutel. Sie merkt das und zieht sich zurück.

Aus irgendeinem Grund mögen ihn die Minderheiten der Stadt besonders. In den Wochen nach dem zweiten Sexskandal fallen Weiners Umfragewerte dramatisch, nur in der afroamerikanischen Community ist er beliebt, als wäre nichts passiert. Auf den Straßenfesten in East New York drücken ihm Mamas ihre Babys in den Arm, manche tragen Anthony-Weiner-Sticker an den Strampelanzügen.

Furchtlos bewegt sich Weiner durch einen 16-stöckigen Sozialbau in Harlem, um an jeder Tür zu klopfen, hinter der ein registrierter Demokrat wohnt. Es ist eng, heiß und stinkt in den Treppenhäusern, Weiner hämmert an die Türen wie ein Polizist. Seine Assistenten ducken sich hinter den Rahmen, für den Fall, dass ein Schuss fällt, aber Weiner wird, wenn

ihn die Bewohner erkannt haben, meist begrüßt wie ein Familienmitglied. Sie laden ihn in ihr Wohnzimmer ein, wo teilweise irritierend viele Leute auf kleinem Raum sitzen. Eine uralte Frau aus dem 15. Stock führt ihn auf ihr Klo, weil dort die Decke schimmelig ist. Weiner steht eine Minute nachdenklich in der Toilette, lässt seine Assistentin die Apartment-Nummer aufschreiben und verspricht, sich darum zu kümmern.

Dann klopft er an der nächsten Tür.

"Mein Name ist Anthony Weiner, und ich möchte Bürgermeister von New York werden", ruft er.

"Hör nicht, was sie in den Zeitungen schreiben", sagt ein junger Schwarzer. "Hör nur auf Gott."

"Ich geb mir Mühe", sagt Weiner.

Anderthalb Stunden lang arbeitet er sich vom 16. Stock ins Erdgeschoss und erinnert jeden, der die Tür öffnet, daran, am 10. September wählen zu gehen. Bei den Vorwahlen werden die beiden Kandidaten ermittelt, die im November für die Demokraten und die Republikaner ins Bürgermeisterrennen gehen. Die Wahlbeteiligung ist oft gering, jede Stimme zählt. Unten auf der Straße erwartet ihn ein englisches Kamerateam. Die Reporterin fragt: "Warum machen Sie immer noch weiter? Ist es der Ehrgeiz, die Macht oder der Hunger auf den großen Job?"

"Es ist schwer, Sie ernst zu nehmen", sagt Weiner, lacht und macht, beflügelt vom Zuspruch der einfachen New Yorker, ihren britischen Akzent nach.

Am nächsten Tag zeigt die "Huffington Post" den Clip im Internet. Als Beispiel dafür, wie sich Anthony Weiner wieder einmal blamiert hat.

Er liebt die Medien, aber sie lieben ihn nicht mehr. Die Häme der "Post", die moralischen Ermahnungen der "Times". Er ignoriert das, sagt er, aber natürlich stimmt das nicht. Er flirtet mit den Fotografen, er witzelt mit den Schreibern, obwohl er weiß, dass es nichts mehr bringt. Einige mögen ihn, aber sie können es nicht mehr schreiben. Noch vor ein paar Monaten stand im Wochenendmagazin der "New York Times" eine große, freundliche Geschichte darüber, wie er und seine Frau den Sexskandal verarbeiten. Er und seine Frau Huma lächelten vom Titelbild wie ein amerikanisches Königspaar.

Die beiden lernten sich in Washington kennen, wo die bildschöne Huma Abedin seit vielen Jahren als Assistentin von Hillary Clinton arbeitet. Abedin ist die Tochter einer pakistanischen Mutter und eines indischen Vaters, die in Amerika geboren und in Saudi-Arabien groß wurde. Sie besuchte eine englische Eliteschule, reiste durch die Welt und studierte an der George Washington University. Seit sie 21 ist, geht sie bei den Clintons ein und aus. Sie gilt als großes politisches Talent, man erwartet, dass sie demnächst für den Senat kandidiert. Vor drei Jahren heiratete Weiner, der heute 49 ist, die zwölf Jahre jüngere Abedin. Huma Abedin ist Muslimin, Anthony Weiner Jude, die beiden galten als symbolträchtiges Power-Paar von Washington.

Als Weiner bemerkte, dass er sein erotisches Selbstporträt nicht nur an die Studentin in Seattle geschickt hatte, begleitete seine Frau Barack Obama und Hillary Clinton gerade auf einer England-Reise. Sie war zum Staatsbankett bei der Queen in den Buckingham Palace eingeladen und schrieb ihrem Mann von dort, wie glücklich sie sei, was für ein gesegnetes Leben sie beide führten.

Als er das las, wusste Weiner bereits, dass dieses gesegnete Leben bald vorbei sein würde. Ein paar Tage später stand er in einem Raum voller Journalisten und entschuldigte sich mit tränenerstickter Stimme, während im Hintergrund Stimmen aus dem Publikum riefen: Wie lang ist er, Anthony? Sag schon, wie viel Inches?

Weiner zog sich ins Privatleben zurück, er kümmerte sich um seinen Sohn, der inzwischen anderthalb Jahre alt ist, spielte Eishockey mit seiner Freizeitmannschaft in den Chelsea Piers und versuchte gemeinsam mit seiner Frau, die Ehe zu retten. Weiner, in dessen Familie nie viel über Gefühle geredet wurde und sich Männer nicht umarmten, wie er sagt, besuchte zum ersten Mal in seinem Leben einen Therapeuten. Bis dahin hatte er zur Entspannung nur ein einziges Mal Yoga probiert, sagt er. Mit einer Yoga-CD, die er sich bei Amazon bestellt hatte.

"Es war mir alles zu langsam", sagt er. "Nicht mein Rhythmus."

Mit Hilfe der Therapeutin fand er heraus, dass er nicht sexsüchtig war, sondern geliebt werden wollte.

"Wenn du Politiker bist, willst du, dass die Leute dich lieben. Du willst wissen, was sie hören wollen, um es ihnen sagen zu können. Im Internet, über Facebook und Twitter

kannst du dir anschauen, was sie sagen, und versuchen, sie mit einzubeziehen. So fing es an", sagt er. "Ich hatte nicht das Gefühl, irgendwelche Grenzen zu überschreiten. Ich habe nicht nachgedacht, ob es schlau oder riskant ist. Es war nur eine weitere Bestätigung dafür, dass ich geliebt und bewundert werden wollte."

Während er diese Dinge über sich erfuhr, investierte er 100 000 Dollar von den fast sechs Millionen Dollar Wahlkampfspenden, die er für das Bürgermeisterrennen gesammelt hatte. Er bezahlte damit einen Mann, der früher als Meinungsforscher für Barack Obama gearbeitet hatte. Es ging darum, herauszufinden, ob New York Weiner verzeihen würde. Es sah gut aus. Die Stadt schien, vor allem an ihren Rändern, müde zu sein von der jahrelangen königsgleichen Herrschaft Michael Bloombergs. Die Stadt schien Anthony Weiner einen Neuanfang zuzutrauen.

In den Foren mit den anderen Kandidaten spürt man schnell, warum. In der Aula des Hunter College in Manhattan sitzt er mit acht Bürgermeisterkandidaten auf der Bühne, der Saal ist voll. Zwei Moderatoren stellen Fragen, die Kandidaten geben ihre Standardantworten. Wenn man drei, vier Foren gesehen hat, kann man sie mitsprechen. Weiner sitzt auf seinem Stuhl, die Augen halb geschlossen, dämmernd wie ein Krokodil. Erst wenn er angesprochen wird, schnappt er zu. Er springt auf. Er beantwortet seine Fragen immer im Stehen. In kurzer Zeit bringt er jeden Saal auf seine Seite.

George McDonald, ein Endsechziger, der für die Republikaner antritt, hält es irgendwann nicht mehr aus. Eigentlich soll er etwas zu der Krise der Krankenhäuser sagen, aber was er sagt, ist : "Ich finde es unerträglich, mit einem Mann auf der Bühne zu sitzen, der den moralischen Ansprüchen an einen Bürgermeister von New York nicht annähernd gerecht wird. Diese Wahl ist auch eine Wahl des Charakters. Hier stehen amerikanische Werte auf dem Prüfstand. Ich weiß nicht, was ich meinem Enkel sagen soll, wenn er mich fragt, warum die Zeitungen mehr über diesen Mann berichten als über mich."

Als ihn Weiner nach der Debatte begütigend über den Arm streicht, schreit McDonald: "Fass mich nie wieder an!" Als hätte ihn der Teufel berührt.

An den Sonntagen ziehen die Kandidaten durch die New Yorker Kirchen, um sich den Gemeinden vorzustellen. Anthony Weiner besucht mindestens drei Gottesdienste

hintereinander. An einem heißen Sonntag Mitte August beginnt er seine Runde in einer Baptistenkirche in Fort Greene. Es ist eine schwarze Gemeinde in einer kippenden Gegend.

Die Kirche ist heute ungewohnt voll, Männer in steifgebügelten Anzügen, Frauen mit riesigen Hüten und raschelnden, gestärkten Kleidern. Vor dem Altar stehen ein Schlagzeug, eine Orgel und ein zehnköpfiger Gospelchor. Während der Predigt wird durchgeorgelt.

"Wir sind froh, dass wir am Leben sind", ruft der Pater.

"Aaaammennnn!", ruft der Chor.

In dem Moment betritt Anthony Weiner die Kirche. Er trägt einen Anzug, der ein wenig zu groß wirkt, und die amerikanische Fahne am Revers. Als die Frauen anfangen zu singen, wippt er in den Knien wie Schmidtchen Schleicher. Er kann nicht anders.

"Es ist noch früh, und wir sind im Stau steckengeblieben, so dass ich noch gar keinen Kaffee trinken konnte", sagt Weiner. "Aber euer Chor hat mich so munter gemacht. Junge, ihr treibt Starbucks in den Bankrott."

"Halleluja", ruft der Chor.

Weiner redet von Krankenhäusern, die nicht schließen dürfen, und von bezahlbaren Wohnungen. Die Gemeindemitglieder nicken. So sieht's aus! Ein wahres Wort, Brother!

"Einige von euch werden vielleicht denken: Der Mann hat ein paar gute Ideen, aber er ist nicht gerade der beste Botschafter", sagt Weiner. "Wenn mir etwas geholfen hat in den letzten Wochen, dann ist es mein Glaube. Ich weiß nicht, ob es ein gutes Bild ist, aber der Glaube ist für mich so etwas wie ein Navigationsgerät im Auto. Wenn man falsch abbiegt, wird es nicht wütend oder ungeduldig, es sagt: Neuberechnung. Ich habe Fehler gemacht, aber der Glaube führt mich auf den richtigen Weg zurück. Gebt mir die Chance, und ich kämpfe für euch. Danke, und Gott segne euch."

"Amen!", ruft die Gemeinde. Die Orgel gurgelt, Weiner verlässt unter zustimmendem Gemurmel die Kirche, um zum nächsten Gottesdienst zu fahren.

Vor der Kirche stehen die Reporter der Boulevardzeitungen und hoffen, dass Weiner irgendetwas Blödes sagt oder dass seine Frau auftaucht.

Beides passiert nicht.

Huma Abedin zeigt sich im Wahlkampf nicht ein einziges Mal an der Seite ihres Mannes. Nur als Weiner im Juli zugibt, dass er auch nach seinem Geständnis weiterhin sexuelle Botschaften ins Internet schickte, kommt sie mit ihm auf die Bühne, um zu lächeln, auf den Boden zu schauen und ein Statement zu verlesen: "Mein Mann hat ein paar Riesenfehler gemacht, vor und nach seiner Zeit im Kongress. Es hat mich eine Menge Anstrengung und eine Menge Therapie gekostet, um Anthony vergeben zu können. Wir haben all das besprochen, bevor er sich entschied, in den Wahlkampf zu ziehen, und was ich sagen will, ist: Ich liebe ihn, ich habe ihm vergeben, ich glaube ihm, und wir schauen nach vorn."

Dann zog sie sich wieder zurück. Die einzige Frau, die sich im Wahlkampf neben Anthony Weiner zeigt, ist seine Mutter.

Als Weiner bei einem Tante-Emma-Laden in Flatbush anhält, um einen New-York-Ausweis vorzustellen, mit dem auch Menschen ohne Papiere am sozialen und beruflichen Leben der Stadt teilnehmen könnten, sagt ein Mann, der aus Haiti stammt: "Ich wähle Sie, denn Sie sind ein guter Mann. Aber ich hoffe, Ihre Frau hält das alles durch."

"Darauf können Sie wetten", sagt Weiner. "Sie wird eine tolle First Lady von New York."

Weiner sagt, seine Frau helfe ihm jeden Tag im Wahlkampf. Vor seinem Geständnis schrieb Huma Abedin an ihre Freunde und bat, ihren Mann so gut wie möglich zu unterstützen, wenn ihnen das Schicksal New Yorks so sehr am Herzen liege wie ihr. Weiner sagt, dass er sie verletzt habe. Persönlich, aber auch beruflich. Es heißt, sie werde im bevorstehenden Präsidentschaftswahlkampf von Hillary Clinton eine große Rolle spielen.

Auf einer Afrika-Reise sollte sich Bill Clinton zur Kandidatur von Anthony Weiner äußern. In Ruanda. Carlos Danger hatte die Weltbühne betreten.

Entsprechend weiträumig kommentierten einige überregionale Medien den Fall. Sie durchsuchten Sexskandale in der amerikanischen Politik. Von Alexander Hamilton - der aus George Washingtons Kabinett floh, weil er einem Ehemann Schweigegeld bezahlt hatte, um zu verhindern, dass sein Verhältnis mit dessen Frau ruchbar wurde - über John F. Kennedys zahlreiche Geliebte, Bill Clintons Lewinsky-Affäre bis zum Kongressabgeordneten Wilbur

Mills, der von der Polizei angetrunken in seinem Wagen gestoppt wurde, an seiner Seite eine Stripperin, die sich "Fanne Foxe, die argentinische Rakete" nannte.

Es scheint, als hätten die sexuellen Eskapaden der amerikanischen Politik am Ende immer mehr an Format verloren. Zuletzt stand da ein Mann, der sich Carlos Danger nannte und Fotos von sich in engem, grauem Schlüpfer verschickte.

Es gibt Leute, die sagen, Weiner benutze den Wahlkampf als Therapie. Es gibt Leute, die sagen, er laufe gerade einen persönlichen Kreuzweg ab. Es gibt Leute, die sagen, es sei die einzige Möglichkeit, seine Wahlkampfspenden zu verbrennen.

Weiner sagt, er wolle nicht, dass das Letzte, was sein Sohn einmal über seinen Vater, den Politiker, erfahre, der Sexskandal sei.

Vielleicht ist alles aber auch viel einfacher. Vielleicht kann Anthony Weiner einfach nicht anders.

An einem sonnigen späten August-Tag fährt Weiner auf die Rockaways, eine Halbinsel, die vor Queens im Atlantik liegt und vom Sturm "Sandy" schwer getroffen wurde.

Seine Assistenten haben das kleine Anthony-Weiner-Pult auf die Strandpromenade gestellt. Dahinter das Meer. Ein schönes Bild. Weiner spricht darüber, wie die Ufer befestigt werden müssen, um langfristigen Schutz vor Stürmen wie "Sandy" zu bieten. Es ist Punkt 56 in seinem Buch der Ideen. Dem ersten. Er fühlt sich wohl hier, die Rockaways gehörten zu seinem Wahlkreis, als er Kongressabgeordneter war.

Es ist noch ein bisschen Zeit, und Weiner würde gern etwas essen. Er geht zu einer Bude, holt sich ein Hummerbrötchen und eine Cola, setzt sich an einen Imbissstisch und isst.

Vor ihm die Journalisten, hinter ihm das Meer, seine Assistenten sind damit beschäftigt, das Pult und die Plakate zu verstauen. Er wirkt einsam und isoliert. Bis eine ältere Frau mit einem Kaffee an den Fotografen vorbeiläuft.

"Ich bin Anthony Weiner, setzen Sie sich doch zu mir", sagt Weiner. "Sie müssen mir ja nicht so nah kommen."

Die Frau lacht und setzt sich an den Tisch. Das Leben kehrt in Weiner zurück wie ein Zuckerschok.

"Sind Sie aus Far Rockaway?", fragt er.

"Ja", sagt sie. "Ich bin hier Lehrerin."

"Meine Mutter war 32 Jahre lang Lehrerin an öffentlichen Schulen", sagt Weiner und beginnt, seinen Plan einer Unterrichtsreform in New Yorker Schulen zu erläutern. Fünf Minuten später verspricht ihm die Frau, am 10. September für ihn zu stimmen.

Weiner grinst, als hätte er die Wahl gewonnen, dann fährt er weiter in ein Altersheim, um Kekse an alte Frauen zu verteilen wie ein Kaffeehaus-Ober.

In der letzten öffentlichen Fernsehdebatte bemühen sich alle Bürgermeisterkandidaten, besonders staatsmännisch auszusehen, so als wollten sie Konsul in Norwegen werden und nicht Bürgermeister von New York. Nur Weiner hampelt, zappelt und quasselt wie ein New Yorker. Ganz am Ende sagt er den Satz: "Selbst wenn man einen Kampf verliert, heißt es nicht, dass das Kämpfen umsonst war."

Am nächsten Morgen nimmt sich Anthony Weiner wieder ein frisches Hemd und zieht in seine wunderbare, wilde Stadt, um sich die Liebe zu holen, die er braucht.

Das explodierte Ich

Die Piraten-Politikerin Julia Schramm schrieb ein Buch und hat zu allem eine Meinung. Das reichte für einen Shitstorm.

Von Jana Simon, ZEITmagazin, 7.1.2013

An einem Nachmittag im Oktober wird Julia Schramm klar, dass sie zurücktreten muss. Dass sie ihre Politikerkarriere so nicht länger durchziehen kann. Sie steht in ihrer Berliner Wohnung und blickt auf das Chaos. Das Bett ist zerwühlt, ihr Schmuck darüber verteilt, Kleidung liegt unordentlich herum. Es sieht aus, als hätte jemand eine Party gefeiert. Schramm war mit ihrem Mann eine Woche in den Ferien. Nun fehlen Schramms Verlobungsring, ihre Armbanduhr und ihr Buch. Sonst nichts. Die Polizei spricht von einer Beziehungstat. Der Dieb hat sich nur auf Persönliches konzentriert, er wollte sie – Julia Schramm – treffen. Dieser Einbruch ist der Höhepunkt einer Reihe von Beleidigungen, Beschimpfungen und Drohungen. In ihrem Briefkasten lag ein Zettel mit der Aufforderung, sie gehöre ins Arbeitslager, im Netz ist das häufigste Wort in ihrem Zusammenhang »Schlampe«, und auf Amazon bewerten Kunden ihr Buch mit null Sternen, obwohl sie es gar nicht gelesen haben. Es ist, als löse Julia Schramm den Reflex aus, sie verletzen, ihr eins überziehen zu wollen.

Beim ersten Telefonat beginnt sie sofort zu weinen. »Woher haben Sie diese Nummer?«, fragt sie die Reporterin. Vom Verlag. Ach so. Es sei eine private Notfallnummer, nur für Familie und enge Freunde gedacht, das habe die Pressefrau wohl verwechselt. »Bitte sofort löschen«, sagt sie, diktiert eine zweite Handynummer und erzählt von dem Einbruch. Es wurde noch keine Frage gestellt, und schon fühlt man sich als mieser Eindringling. Julia Schramm ist 27, betreibt ein Blog, eine Website und 15 Twitter-Accounts, sie hat ein Buch mit dem Titel *Klick mich. Bekenntnisse einer Internet-Exhibitionistin* geschrieben und bis Oktober im Bundesvorstand der Piratenpartei gesessen. Sie provoziert; bezeichnet die Idee des geistigen Eigentums als ekelhaft, das Urheberrecht als Kampfbegriff und greift den Datenschutz an. Und dann überlegt sie es sich anders und

nimmt manches davon wieder zurück. Sie sucht die Öffentlichkeit, setzt sich ihr aus, flirtet mit ihr. Nun hat sich diese mit ganzer Macht gegen sie gewandt. Julia Schramm hat viel Blödsinn erzählt. Das machen andere auch. Den Hass, der ihr entgegenschlägt, erklärt das nicht.

Ein paar Wochen nach dem ersten Anruf sitzt Julia Schramm im Zug von Berlin nach Hannover. Sie trägt eine Fellweste, hochhackige Stiefel und hat ihre langen dunkelblonden Haare zu einem Zopf gebunden, ihr Kopf ist über das iPad gebeugt. In ihrer Sprache heißt das »mobiles Endgerät«. Sie trennt sich nur selten davon. Draußen verschwindet die Landschaft in einem grauen Winterbrei. Sie ist auf dem Weg zu einer Lesung mit Burkhard Spinnen, einem Autor, der ihr Vater sein könnte und einen Roman über einen Jungen geschrieben hat, der sich im Internet verliebt. Schramm hat es nicht gelesen. Der Zug ist voll, sie redet laut, sie redet meistens laut. Das ganze Abteil hört mit. Schramm macht das nichts aus, sie genießt es, wenn andere still sind. Sie spricht über das Urheberrecht (»reformbedürftig«), Privatsphäre (»am Ende«) und den Begriff des geistigen Eigentums (»eine Materialisierung von Geist«) – all die Themen, für die sie in den vergangenen Monaten angegriffen wurde. Eine junge Frau, die Schramm gegenüber sitzt, hört sehr interessiert zu und tippt auf einem Smartphone herum. »Kennen wir uns?«, fragt Schramm sie. Die Frau nickt, sie ist eine freie Journalistin, die schon mal über Schramm berichtet hat. Ein Zufall. »Hast du gerade über mich getwittert?«, fragt Schramm sogleich. Die Frau verneint. Julia Schramm bezieht vieles auf sich, es ist ein ständiges Um-sich-selbst-Kreisen. Auch in ihrem Buch. Es wirkt, als sei neben der ersten Person Singular nicht viel Platz in ihrem Leben. Jede Nichtigkeit wird weitergegeben und kommentiert auf Twitter oder im Blog. Ein Leben ohne Netz ist für sie nicht vorstellbar, jede Reaktion der anderen ist wie eine Versicherung, dass man existiert. Mit acht Jahren geht sie das erste Mal ins Netz, mit 14 hat sie die erste Homepage, und nun folgen ihr fast 10000 Menschen auf Twitter. Es ist ein Spiel mit der exzessiven Selbstdarstellung, die »das Ich explodieren lässt«. In ihrem Buch hat Schramm fünf verschiedene Identitäten. Sie spielt Rollen. Rollenspiele im Netz sind bei ihrer Partei, den Piraten, sehr beliebt. »Fast alle haben diesen Hintergrund.« Warum nur ein Ich sein, wenn man mehr haben kann? Nichts ist so gemeint, wie es gesagt oder geschrieben wurde. Und trotzdem ist da die Sehnsucht, hinter all den Figuren erkannt zu werden. »Wäre es nicht besser, in einer Welt zu leben, in der jeder sich zeigen können

darf?«, schreibt Schramm. Sie sagt, auf der Straße werde sie nie erkannt, einmal sei sogar ihr Mann an ihr vorbeigelaufen. Wenn man sie trifft, ist sie jedes Mal ein wenig anders, mal verletzlich, mal aggressiv, schwer zu fassen. Auch wenn man sie mehrmals sieht, stundenlang mit ihr redet, bleibt am Ende ein Gefühl der Unklarheit.

Der Berliner Philosophie-Professor Byung-Chul Han sagt in einem Interview des *SZ-Magazins*: »Es ist ein Kennzeichen der immer narzisstischer werdenden Gesellschaft, dass der andere verschwindet.« Aber auch das omnipotente Ich hält nicht mehr stand. Schramm sagt: »Es gibt gar kein Ich mehr, es ist zerfleddert. Im Netz sehe ich jeden Tag, dass meine Marotten 2500 Menschen teilen. Eigentlich bin ich nur eine Amöbe.« Einerseits wird jede Eigenheit als austauschbar abgewertet, andererseits jede Meinung als wichtig aufgewertet. Eine Generation mit Ich-Störung.

Die junge Journalistin im Abteil steht auf, während sie fort ist, sieht sich Schramm die Bücher an, die sie liest. Als sie zurückkehrt, fragt sie Schramm, was alle fragen: »Warum hast du das Geld vom Verlag genommen?« – »Ich hatte keins!«, sagt Schramm. Das ganze Abteil scheint stumm zu nicken. Julia Schramm mag diese Sätze, hinter denen ein Ausrufezeichen stehen kann. Sie kennt die Regeln, nach denen man Aufmerksamkeit erzeugt. »Solange ich nicht polarisiere, interessiert es keine Sau«, sagt sie. Dann gibt es keine Klicks, kein »Gefällt mir«, keine Resonanz.

Schramms Weg in die Öffentlichkeit beginnt mit einem Beitrag in der *FAZ* im September 2011, in dem sie kurz nach dem Wahlerfolg ihrer Partei in Berlin erklärt, wie sie zur Piratin wurde. Zuvor war schon ein Agent auf ihr Blog aufmerksam geworden und hat ein Exposé mit ihr entwickelt. Nach der Wahl ist Schramm begehrt – eine junge Frau, die sich ausdrücken kann und nicht aussieht wie ein Nerd. Mehrere Verlage wollen ein Buch mit ihr machen. »Alle haben übertrieben viel Geld geboten«, sagt Schramm. Sie entscheidet sich für den Knaus Verlag, der zu Bertelsmann gehört. Wegen der Lektorin. Von 100.000 Euro Vorschuss ist die Rede. Die Summe wird in jedem Text über Schramm erwähnt, sie hängt sich an ihren Namen, entfaltet ihr Eigenleben und gipfelt schließlich darin, dass *Bild* Julia Schramm »die Gier-Piratin« nennt. Schramm hat sich über das Angebot gefreut, wie es wohl die meisten an ihrer Stelle getan hätten.

Julia Schramm ist in Hennef bei Bonn aufgewachsen, ihre Mutter ist Hausfrau, ihr Vater arbeitet als Ingenieur bei der Telekom. Er ist der Erste in der Familie, der studiert hat, Schramm die Zweite. Vielleicht erklärt diese Herkunft ihre Vorliebe für Wortungetüme wie »verprokrastinieren« und »synthetischer Konsens« und warum sie stets auf Adorno und Hegel verweist. Sie glaubt, ihren Intellekt beweisen zu müssen. Ein Buch zu schreiben ist ihr Kindheitstraum. Das Problem: Sie ist in einer Partei, in der viele das Urheberrecht ablehnen. Und Schramm selbst wird mit den Worten zitiert: Geistiges Eigentum sei »ekelhaft«. Sie meint, das habe sie so nie gesagt. Der Begriff an sich sei ekelhaft. Über Nutzungsrechte könne man reden. Wie sollen Schriftsteller überleben, wenn sie für ihre geistige Arbeit nicht bezahlt werden? Schramm tritt für ein bedingungsloses Grundeinkommen ein.

Vor Erscheinen ihres Buches bespricht sie mit ihrem Verlag, was geschehen soll, wenn Kopien ihres Buches kostenlos im Netz auftauchen. Sie einigen sich auf ein Gelbe-Karte-Modell, bei dem statt einer kostenpflichtigen Abmahnung beim ersten Mal nur eine Warnung mit der Bitte verschickt wird, es nicht noch einmal zu tun. Was passiert bei einer Roten Karte? Der Ärger ist absehbar. In einem stillen Augenblick im Zug sagt Schramm: »Ich habe mich dem Verlag gegenüber nicht getraut.« Sie hat sich nicht getraut, mehr zu fordern. Sie hatte Angst, den Vertrag zu verlieren, diese Chance zu verspielen.

Vor dem Angebot hatte Schramm gerade ihr Politikstudium in Bonn beendet, war nach Berlin gezogen. Es war vor der Berlinwahl, wie es mit den Piraten weitergehen würde, wusste niemand. »Ich gehöre zu einer Generation, der immer gesagt wurde: Ihr werdet nie einen Job kriegen. Euch braucht niemand.« Jede Möglichkeit muss genutzt werden. Also entscheidet sie sich im April 2012, auch für den Parteivorsitz zu kandidieren.

Einen Tag vor der Wahl erscheint in der *FAZ* ein Porträt über Schramm, die Autorin wirft ihr aufgrund ihrer Einstellung zum Urheberrecht und zum geistigen Eigentum Künstlerhass vor und rückt sie wegen eines missverständlich formulierten Blog-Eintrags in die Nähe von Holocaust-Leugnern. Kurz zuvor hat der Autor und Blogger Malte Welding ihr in einem Podcast unterstellt, sie sei psychisch krank und leide unter Essstörungen. Weil Schramm einmal über ihre Depressionen und ihr Gewicht getwittert hatte. Später entschuldigt er sich dafür. Ziemlich starke Aggressionen gegenüber einer jungen Frau, die zu jenem Zeitpunkt kein Amt innehat und auch noch kein Buch veröffentlicht hat.

Julia Schramm glaubt bis heute an eine Verschwörung älterer Männer. »Die wollten mich vernichten«, sagt sie

Anruf bei einem ihrer Kritiker: Malte Welding sagt, er habe sich genauer angeschaut, wer in der Piratenpartei im Fall einer Regierungsbildung führende Ministerämter übernehmen könnte, dann habe er Schramms Tweets gelesen. »Wer ein Amt in einer aufstrebenden Partei will, dessen Geplapper ist nicht mehr so harmlos.« Und: »Wer in epischer Breite über sein Gewicht und den damit verbundenen Selbsthass schreibt, hat vielleicht nicht die persönliche Reife, in die Politik zu gehen.« Die Partei ist ihm ein persönliches Anliegen, er hat sie gewählt. »Ich will keine Piratin an der Spitze, die das Ende der Privatsphäre fordert.« Am Schluss wird Schramm nicht Vorsitzende, aber Beisitzerin im Parteivorstand.

Julia Schramm glaubt bis heute an eine Verschwörung meist älterer Männer. »Die wollten mich vernichten. Die wollen nicht, dass junge Frauen erfolgreich sind.« Sie hätten sogar ihre Magisterarbeit nach Plagiaten durchsucht. »Ich habe meine Relevanz unterschätzt«, sagt Schramm. Sie hat unterschätzt, wie ernst sie tatsächlich genommen wird, wie schwer ihre Worte wiegen, auch Jahre zurückliegende Worte. Ihr geliebtes Netz wird zur Waffe gegen sie, darin ist alles nachlesbar und nachvollziehbar. Schramm ist ein Opfer ihres eigenen Mitteilungsdrangs und Selbstdarstellungstriebes. »Ich bin da zu naiv herangegangen«, sagt sie. Inzwischen will sie ihre Zitate autorisieren – so wie jeder andere, der in diesem Text vorkommt.

Im September 2012 erscheint schließlich ihr Buch. Auf dem Cover ist die pinkfarbene Silhouette einer Frau abgebildet, sie trägt Minirock und High Heels. Es sieht aus wie ein Sachbuch über das Rotlichtmilieu. Auf der Rückseite steht: »Das Internet bedeutet den totalen Kontrollverlust. Ich finde das gut.« In einem Kapitel schreibt Schramm tatsächlich über Sex im Netz, es liest sich wie eine Rosamunde-Pilcher-Fantasie. Schramm sagt, das sei natürlich eine Parodie. Die Aufmachung des Buches rückt Schramm ins Zwielflicht. Und sie macht es mit. Noch am Tag der Veröffentlichung steht eine illegale kostenlose Kopie des Werkes im Netz. Der Link dazu wird mit einem Auszug aus dem Parteiprogramm der Piraten verbreitet: »Das nicht kommerzielle Kopieren, Zugänglichmachen, Speichern und Nutzen von Werken nicht nur zu legalisieren, sondern explizit zu fördern.« Der Verlag verschickt eine Verwarnung, die Gelbe Karte. Die Kopie verschwindet. Schramm feiert das

als Fortschritt, es habe keine kostenpflichtige Abmahnung gegeben. Aber Schramms Heimat, das Netz und die Partei, verstößt sie, der Piraten-Verband von NRW fordert in einem offenen Brief ihren Rücktritt aus dem Vorstand, sie schade der Partei. Ihr wird vorgeworfen, sie sei von Bertelsmann gekauft worden. Gern titulierte man sie auch als »Sargnadel« der Piraten-Bewegung. Sie wird beschimpft, beleidigt, bedroht. Der neue Parteivorsitzende der Piraten, Bernd Schlömer, sagt dem *stern* später: »Sie ist von der Partei gebrochen worden.«

Heute schreibt Julia Schramm dazu in ihrem Blog: »Meine Idee, wie der Interessenkonflikt zwischen Urheberrecht, Schreiberling und Partei hätte zusammengebracht werden können, ohne den Eklat auszulösen, der ausgelöst wurde, verhallt in meiner Lethargie und dem Glauben daran, dass der Verlag schon wüsste, was er tut.«

Ein neuer Gedanke, ein neues Thema. Und zu fast allem hat Schramm eine Meinung. Das ist bewundernswert. Und es nervt furchtbar

Hätte der Verlag Schramm besser schützen, sie besser vorbereiten müssen? Schramms Verleger Wolfgang Ferchl hält die Kopie für eine klare Provokation. Was danach geschah, bezeichnet er als »14-tägigen Shitstorm«, wie er ihn in seiner Laufbahn noch nicht erlebt habe. Wenn man Ferchl nach dem Grund für die heftigen Reaktionen fragt, fragt er zurück: »Haben Sie eine Idee?« Das Buch verkauft sich nicht gut, liegt deutlich unter den Erwartungen. Ferchl sagt, ihm habe Schramms Koketterie gefallen und wie so ein Netzkid lebt und denkt. Schließlich fragt er: »Was wäre gewesen, wenn sie Julian Schramm hieße?« Die Frage bleibt unbeantwortet. Es kann gut sein, dass er das Buch dann nicht verlegt hätte. Am Ende des Gesprächs sagt er, er habe beobachtet, dass Schramm immer ein Buch bei sich trage. Ein richtiges Buch. Aus Papier.

Im Zug tippt Julia Schramm auf ihrem iPad herum, sie sucht die Adresse des Hotels, in dem sie in Hannover wohnen soll. »Ich habe noch nie ein Buch kostenlos heruntergeladen, das eigentlich Geld gekostet hätte«, sagt Schramm beim Scrollen. Sie kauft Bücher. Sie verehrt Bücher. Der unterstellte Künstlerhass ist in Wirklichkeit unerkannte Liebe, ein Missverständnis.

Sie wollte ihrem Buch sogar einen Selbstverriss beifügen, aber das ging dem Verlag zu weit. Sie nennt sich eine »Privilegienmuschi« oder »D- oder E-Promi«. Sie verletzt sich

selbst, dann können es die anderen nicht mehr. »Ich habe jetzt den Blick der Hater«, sagt sie, den Blick ihrer Feinde. Schwärmt sie noch immer für den totalen Kontrollverlust? »Ja, aber es gibt halt Kollateralschäden.« Sie selbst.

Julia Schramm lässt keine Journalisten in ihre Wohnung. Sie sagt, sie habe kein Problem, ihr Privates zu zeigen, aber dann würde beschrieben werden, wie ihre Einrichtung aussieht, was für Bücher in ihren Regalen stehen, welche Kleidung herumliegt. Im Netz wird zwar alles zur Schau gestellt, aber es bleibt eine Inszenierung des Persönlichen. Auch die Kommentarfunktion ihres Blogs hat Schramm nach den Angriffen abgeschaltet. Das Ende des Privaten, der totale Kontrollverlust sind eine Fiktion. In Wahrheit behält Julia Schramm gern die Kontrolle. Sie fragt mehrmals nach, wie man den Artikel anlegen wolle, gibt Hinweise, sendet einen Link zu einer Porträtsammlung des *New Yorker*, dessen Stücke sie für besonders gelungen hält. Sie redet von sich wie über eine Figur in einer Geschichte. Nach dem Shitstorm ist sie nun eine »Heldin«, eine mit Brüchen.

Im Zug sagt sie in einem stillen Augenblick: »Von meinen Fähigkeiten her kann ich Politik machen.« Sie ist laut, meinungsstark und von sich überzeugt. Aber sie bemüht sich nicht um die Zuneigung ihres Gegenübers. Sie kann vor einer Zeitungsreporterin eine halbe Stunde lang über Printmedien herziehen. »Ich will keine Zeit darauf verwenden, anderen zu gefallen.« Am Ende hat sie Kopfschmerzen, massiert ihre Schläfen. »Diese Anti-Schmerzmittel-Bewegung kann ich nicht verstehen.« Ein neuer Gedanke, ein neues Thema. Und zu fast allem hat Schramm eine Meinung. Das ist bewundernswert. Und es nervt furchtbar.

Im November fährt Julia Schramm zum Parteitag der Piraten in Bochum. Das erste Mal nach ihrem Rücktritt stellt sie sich der Partei, setzt sich ihr aus. Sie hat die Antragskommission mitgeleitet. »Ich muss Leute treffen, netzwerken und herumpöbeln, das ist eine Strategie, um Themen auf die Agenda zu setzen.« In der Kongresshalle sitzen sehr viele Männer mit sehr vielen verschiedenen Haarfarben. Schramm hockt in einem ziemlich kurzen Kleid auf einem Tisch im Pressezentrum. Sie hat kein Amt mehr, aber einen eigenen Pressebetreuer, alle 15 Minuten sind Interviews eingetaktet. Noch immer ist sie ein Gesicht dieser Partei. Es läuft gut. Viele begrüßen und umarmen sie, alle reagieren freundlich. »Mich kennt ja jede Sau hier.« Beim Mittagessen stochert sie in einer Gemüsepaella herum. Neben dem Teller liegt ihr iPad, sie twittert. »Oh, das wird wieder Ärger geben«, freut sie

sich. Sie hat der *Süddeutschen Zeitung* ein Interview gegeben und darin einen linken und einen marktliberalen Parteiflügel erfunden.

Vor der Halle trifft sie ihren Freund Jannis Milios, sie haben zusammen in Bonn studiert und gemeinsam bei den Piraten angefangen. »Wenn die anderen vier Fußnoten in ihrer Arbeit hatten, hatte Julia acht«, sagt er. Schramm erzählt ihm, sie habe sich zurückgezogen, mache erst mal keine Termine mehr und bereite ihre Doktorarbeit an der Berliner Humboldt-Universität vor, etwas über Privatsphäre. Milios hat vieles miterlebt: Schramms Zeit bei den Jungen Liberalen, den Wechsel zur Piratenpartei, ihr Engagement bei der datenschutzkritischen Spackeria-Bewegung und ihre Abkehr davon. »Julia steht immer im Mittelpunkt ihres Themas.« Er nennt sie »die ewig Suchende«.

Wird sie in der Partei bleiben? Ihre Mitgliedschaft gebe sie so schnell nicht auf, sagt sie. »Das ist wie eine Ehe.« Sie bleibt ja auch mit einem Piraten, dem Berliner Abgeordneten Fabio Reinhardt, verheiratet. Ihre Verlobung hatte sie via Twitter verkündet. Daraufhin twitterte ein Berliner Piraten-Kollege: Heiraten sei reaktionär. Diesem Piraten sitzt Schramms Mann nun jeden Tag im Büro gegenüber.

Der Zug trifft in Hannover ein, Julia Schramm läuft durch den zugigen Bahnhof. Sechs Wochen sind seit dem ersten Telefonat vergangen. Ein Jahr in der Politik hat Schramm hinter sich, ein Jahr im »Dauershitstorm«, wie sie sagt. Im Vergleich zum ersten Gespräch wirkt sie fast heiter. Inzwischen hält sie es für einen Fehler, überhaupt kandidiert zu haben. »Ich wollte eigentlich nie Berufspolitikerin werden.« Die Frage ist: Was für eine Art Mensch muss man sein, um es als Politiker auszuhalten? Die Medien berichten stellenweise mit Häme über die Piraten. Sie sind als Alternative zu den etablierten Parteien angetreten und drohen nun in Chaos und gegenseitigen persönlichen Anfeindungen zu versinken. Schramm hat diesem Druck nicht standgehalten; um gesund zu bleiben, hat sie sich von der Politik, von ihrem Amt, verabschiedet. »So durch den Dreck gezogen zu werden, das passiert nicht vielen in meinem Alter. Aber ich lasse mir nicht den Mund verbieten«, sagt sie. Im Netz veröffentlicht sie jetzt: »Zehn Regeln für das Überleben im digitalen Haifischbecken«. Die Regeln reichen von »Nicht persönlich nehmen« bis »Veröffentliche die härtesten Sachen«. Und: »Einfach mal nicht lesen, was Menschen über dich sagen wollen.« Wer Julia Schramm einmal begegnet ist, weiß, das wird für sie selbst die härteste Aufgabe.

In Hannovers Literaturhaus trifft Schramm auf den Schriftsteller Burkhard Spinnen, er ist 58, einer der Unterzeichner des Aufrufes in der *ZEIT* gegen den »Diebstahl geistigen Eigentums« und hält ihr Buch im Arm. Zwischen den Seiten stecken viele kleine Zettel. Es sieht aus, als habe er es über Wochen durchgeackert, als wolle er aus Schramms Werk vortragen. Schramm kennt keines seiner Bücher. Im Saal warten 15 Zuhörer, niemand ist unter 50. Die Moderatorin wendet sich vor allem Spinnen zu. Schramm hat ihren Körper weggedreht, sie knetet ihre Hände, zupft an ihrem Zopf. Für einen Augenblick ist sie zum Schweigen verurteilt, kein Netz verfügbar. Später will die Moderatorin wissen, warum sie sich für die traditionelle Form der Veröffentlichung entschieden habe. »Ich mag Bücher. Da bin ich konservativer, als man mir zutraut«, antwortet Schramm. In ihrem Blog schreibt sie: »Einen Verlag mit der Produktion meines lang ersehnten Babys zu beauftragen war wohl eine Mischung aus Gelegenheit-beim-Schopfe-packen-Naivität, Feigheit vor der absoluten Selbstständigkeit inklusive Geldnot und dem Glanz einer professionellen Welt.«

Nach der Lesung steht sie mit Burkhard Spinnen zusammen. »Ich habe dein Buch nicht als Sachbuch gelesen, sondern als Prosatext«, sagt er zu ihr. »Endlich erkennt das einer«, erwidert Schramm. Sie kauft seinen Roman, er schreibt ihr als Widmung seine Mailadresse rein. Es ist eine Bestätigung. Von einem Künstler.

Die Enkelin

Ihr Mann ist 40 Jahre älter als sie und war zweimal Parteichef der SPD. Sie will in den Bundestag, er will da raus. Michelle Müntefering ist eine von den jungen Frauen, die Politik wieder interessant machen sollen

Von Barbara Supp, DER SPIEGEL, 22.07.2013

Er nimmt die Schreibmaschine, wenn er etwas zu schreiben hat, und das Ergebnis versendet er dann per Fax. Er hört gern Volkslieder oder auch ein bisschen Klassik, und wer Michael Jackson war, sagt sie, hat er von ihr gelernt.

Er ist 73 und will immer spazieren gehen. Sie ist 40 Jahre jünger und hat nichts gegen Spaziergänge. Sie ist mit ihm verheiratet, Spaziergänge gehören dazu. Sie fragt nur manchmal, muss es ständig dieselbe Strecke sein?

Neulich waren sie in Bonn. Er kennt sich gut aus dort. Er hat 18 Jahre lang in Bonn gearbeitet, im Parlament, im Kabinett, in der Partei. Sie stellte fest, dass ihr dieses Bonn so fremd war wie die DDR.

Er war Parteivorsitzender, Fraktionsvorsitzender, Geschäftsführer, Minister, Vizekanzler, er hat in Bonn mitregiert und in Düsseldorf und in Berlin. Noch ist er Abgeordneter im Deutschen Bundestag, aber er kandidiert nicht mehr bei der Bundestagswahl im September, auch von dort zieht er sich jetzt zurück. Und sie will dorthin.

Sie hat früher für ihn gearbeitet, Schumann hieß sie damals noch, Michelle Schumann, und war wissenschaftliche Mitarbeiterin in seinem Büro. Pressebeobachtung, Reden schreiben für Franz Müntefering, sie sagt, es war kein leichter Job. Man kommt mit zehn Seiten und total tollen Formulierungen, wie man meint. Und dann sieht man, auf dem Weg zum Termin, wie er im Auto ein Blatt nach dem anderen auf den Boden wirft. Wie er sich ein paar Stichpunkte aufschreibt, und dann passt alles auf ein zweimal gefaltetes Blatt, DIN A4.

Er will "knappe, gute Formulierungen", das habe sie dann begriffen. Kurze Sätze, Glück auf, und was geht die anderen an, was er sonst noch denkt. So war er immer, der Sozialdemokrat Franz Müntefering, der nun ihr Mann ist und früher ihr Parteichef und Arbeitgeber war.

Seiner Partei geht es nicht gut, in letzter Zeit. Sie ist eine von denen, die diese Partei retten sollen.

Michelle Müntefering, Bundestagskandidatin, Absolventin der Führungsakademie der Sozialdemokratie, Trägerin des Silbernen Mikrofons der Deutschen Rednerschule, läuft am Rhein-Herne-Kanal entlang, wo das Wasser grün gegen Spundwände schwappt, wo ein gelbes Schild am Ufer noch an "Wanne-Eickel" erinnert, das längst eingemeindet ist und zu Herne gehört. Eine junge Frau mit Jeans, Lederjacke, Pferdeschwanz, die sagt: "Is dat schön hier", und bruchlos in einen Vortrag über die Sorgen der Kommunen übergeht. Nokia ist weg, Opel Bochum wird gehen. Man hat Sorgen, ganz unten, um Geld und um vieles andere.

Es gibt vieles zu retten in diesen Tagen, die Partei, die Kommunen, die Ideale.

"Man muss wat machen", sagt sie. Was macht man? Man macht Politik. Seit sie 19 war, macht sie Politik.

Was reizt einen daran, als junger Mensch? Welche Art junger Mensch muss man sein?

Politik ist zum Beispiel ein Samstagnachmittag im Dezember, im "Union-Eck" feiert der Ortsverein Herne-Süd. Es gibt Knappschaftsfahnen an der Wand und Käsekuchen mit Streusel und Ehrungen für die Jubilare und die Kandidatin Müntefering, die in brauner Hose und fliederfarbener Bluse erschienen ist. Und da steht sie nun und nimmt Ehrungen vor und hat es so gewollt.

Politik, so hat sie bei Max Weber gelesen, Politik heißt, "seine Hand in die Speichen des Rades der Geschichte" zu legen.

Politik ist ganz groß und ganz klein. Politik ist Jubilareehren und Wintergrillen und Familientag der SPD. Politik ist Schulschließung und demografischer Wandel und Haushaltssicherungskommune, ist Wahlkampf mit einer Partei im Agenda-2010-Schock und

einem Kanzlerkandidaten, mit dem die Partei nicht warm wird. Politik ist dieses leise Flüstern im Ortsverein: "Manchmal tut es weh, in der SPD zu sein."

Politik heißt weiterzumachen, wenn's weh tut.

Was reizt sie daran? Warum steht eine 19-Jährige vor dem Herne Rathaus und will unbedingt da rein?

Sie hat es sich ausgesucht, sie ist nicht hineingeboren in die SPD. Sie kommt aus keiner dieser Revier-Familien, in denen man so selbstverständlich Sozialdemokrat ist, wie man ins Mettbrötchen beißt; es gibt diese Familien ja noch immer. Das Kind Michelle geht zur Waldorfschule, was aber nicht heißt, dass man in der Familie zu Fisimatenten neigt. Fünf Bücher finden sich in der Wohnung, Neues Testament, Weltatlas, Campingführer, ein Buch übers Ruhrgebiet und ein deutsch-französisches Fabelbuch, warum auch immer. Der Vater hat ein Rohrreinigungsunternehmen und ist konservativ. Das Kind soll etwas Ordentliches lernen, woraufhin das Kind Kinderpflegerin lernt und dann erst Journalismus studiert und später auch praktiziert.

Davor aber, in der Schule, ist dem Kind jemand begegnet: Brecht. Die "Dreigroschenoper", das war die erste Begegnung "mit grundsätzlichen Fragen", mit "Gesellschafts- und Kapitalismuskritik". Das Brot der armen Leute, Bürger und Räuber, Fressen und Moral.

Brecht also ist schuld, dass sie in den Stadtrat wollte. Sie scheiterte beim ersten Mal, dachte: "Jetzt erst recht", und besuchte die Kommunal-Akademie der SPD. Wo sie nicht nur lernte, wie man Haushaltsentwürfe liest, "diese fetten Ordner, bei denen jeder nur ‚Ach du Scheiße‘ denkt". Sondern auch Prominente traf, den Peer, die Malu, die Hannelore, den Franz.

Er war öfters in Herne, es gehörte zu seinem SPD-Bezirk. Westliches Westfalen. Ein Abend im Volkshaus in Herne-Röhlinghausen, 2004, als er Arbeiterlieder mit den örtlichen Genossen sang, gilt als legendär. Sie war diejenige in Herne, der man den guten Draht nachsagte nach Düsseldorf und Berlin.

Sie schafft es in den Stadtrat, sie wird Vize im Ortsverein und Mitglied im Landesvorstand NRW. Sie hat zwei Mitbewerber um die Bundestagskandidatur besiegt. Sie

macht, was man machen muss, Januar-Brunch, Bürgergespräch im Frisiersalon, Kleingartenverein. Sie wirkt manchmal wie ein Mädchen und manchmal wie 150 Jahre SPD.

"Wenn es klappt", sagt sie, "dann komme ich etwa im selben Alter in den Bundestag wie Franz."

Als Franz Müntefering in den Bundestag einzog, Mitte der siebziger Jahre, hatte die SPD mehr als eine Million Mitglieder und wusste noch ziemlich genau, was der Unterschied war zwischen Sozialdemokratie und CDU. Heute sind es weniger als 500 000 Mitglieder, und die Partei versucht herauszufinden, wer sie ist.

Berlin im Frühjahr, im gläsernen Willy-Brandt-Haus, unten im Foyer, hat der Freundeskreis Willy-Brandt-Haus Schwarzweißbilder des 90-jährigen Fotografen Rudolf Holtappel aufgehängt. Man sieht Duisburg und Oberhausen, Zechentürme, qualmende Kokereien, Arbeitersiedlungen, Schrebergärten und frische Wäsche, die nicht lange frisch bleiben wird. Alte Zeiten, arme Zeiten, aber man wusste, wer man war. Sozialdemokrat.

Klaus Tovar empfängt oben am Fahrstuhl, im zweiten Stock, er ist der Leiter der Parteischule und der Führungsakademie. Eine Parteischule gab es schon zu Bebels Zeiten. Eine Führungsakademie, so wie bei der Bundeswehr oder bei der Polizei, gibt es seit sechs Jahren. Michelle Schumann war im ersten Lehrgang. Sabine Bätzing und Thorsten Schäfer-Gümbel waren auch dabei.

Tovar führt in ein kleines, büchergefülltes Büro. 2007, vor der Eröffnung der Akademie, sagte er der "WAZ", man wolle hier "die Besten auf verantwortungsvolle Jobs vorbereiten"; das sagt er jetzt nicht mehr. Es klingt so elitär.

Tovar, graumeliert, geschmeidig, sagt über Michelle Müntefering: "Sie hat sich in der Partei überzeugend durchgesetzt und immer an sich gearbeitet. Sie macht ihren Weg ganz wunderbar."

Die "Fellows" der Akademie, sagt er, bekommen "Tools" an die Hand. Sie lernen Führung, Kommunikation, Auftreten, Strategie. "Leadership" lernen sie. Politische Inhalte nicht, nein. Schon die Vorstellung, er hätte die Agenda 2010 vor sechs Jahren zum

Lerninhalt erklärt - was wäre jetzt? Was wäre jetzt der Lehrstoff? Es weiß ja selbst unter den Agenda-Befürwortern von früher nicht mehr jeder, wie er dazu steht.

Die Akademie hat all die Querelen und Umbrüche an der Führungsspitze unbeschadet überstanden, das macht ihn froh. "Die Herausforderungen für das Führungspersonal sind größer geworden", das ist seine Formulierung. Er meint vermutlich: Der kannibalistische Umgang der Partei mit ihren Führungskräften schafft ständig Bedarf.

Tovar spricht von der "Tagesschau"-Fraktion, die das Bild der SPD nach draußen verkörpere, eine kleine Gruppe nur unter den Berufspolitikern in Deutschland, 3500 sind es nach seiner Rechnung bei der SPD. Die Jahrgänge seien kleiner geworden, Rekrutierung sei kein Selbstlauf mehr. Politik könne und müsse man lernen. Politik sei ja nun mal nicht mehr so wie zu Willy Brandts Zeiten, der sich "zwei Wochen schwermütig ins Bett legen konnte".

Schade? Nein, schade findet er das nicht.

Die Leute lernen, wie man vor der Kamera wirkt, was Killerphrasen sind, wann man sein Handy ausschaltet und dass man sich Ziele setzen muss. Managementtraining, denn Tovar ist der Meinung, dass eine Partei zu führen "nichts anderes als Führung in einer großen Firma" sei, zu 90 Prozent jedenfalls. Und er betont dann noch, dass er nicht will, dass seine Zöglinge uniform durchs Leben gehen.

Die Frage ist, ob man dabei glattwird und vergisst, was das eigentlich ist, Sozialdemokratie.

Was bedeutet es für ihn, Klaus Tovar?

"Gelebte Solidarität, Gerechtigkeit, Freiheit", die Antwort kommt schnell. Er begleitet zum Fahrstuhl, die Fotos unten in der Lobby, mit den Zechentürmen, Arbeitergesichtern, machen die sentimental, wenn er sie anschaut? Oder sind das einfach alte Zeiten, Gott sei Dank vorbei?

Die Fotos, sagt er, habe er sich noch gar nicht angesehen.

Ein paar Tage später sieht man ihn wieder, zwischen Stellwänden in der Augsburger Messehalle, wie er freudig Michelle Müntefering begrüßt, die als Delegierte zum Parteitag gekommen ist. Es ist der große Auftritt für Peer Steinbrück,

die letzte Chance, die Partei auf ihn, den nominierten Kandidaten, einzuschwören. Es soll jetzt Aufbruch sein, endlich. Gabriel heizt an, und dann spricht Steinbrück, beginnt stark, schwächelt in der Mitte und fängt sich wieder. Der Applaus: hocheifrig.

Michelle Müntefering sagt, dass die Rede hervorragend gewesen sei. Sie sagt: "Note 1,0." Es klingt nach: Partei gut, Sieg kommt, Hoffnung da. Es klingt münteferingisch.

Sie läuft durch die Augsburger Messehalle, an albernen SPD-Devotionalien vorbei; ernst und geschäftig. Sie bewegt sich selbstsicher auf diesem Parteitag und trägt ein Kleid mit aufregendem Schnitt und gedeckten Farben, halb jung, halb brav, halb Rebellion, halb Pragmatismus.

Sie musste nicht lange überlegen, in Augsburg, wie sie abstimmen soll. Vor zehn Jahren in Berlin war es anders. 2003: Das war die Agenda 2010.

Sie erzählt davon in Herne, einiges später, auf einer Tour durch ihre Stadt. Sie erzählt es im Unterbezirksbüro, und von den Wänden blicken August Bebel, Kurt Schumacher, Willy Brandt auf die Generation der Enkel herab. Große Namen einer großen Partei.

Die Partei ist geschrumpft, nicht zuletzt seit der Agenda 2010. Jener Agenda, die Franz Müntefering so eisern vertreten hat. Erstaunlich bruchlos war er zum Kämpfer für die Beschneidung des Sozialstaats geworden, er, der immer Sozialpolitiker und Mann für die Seele der Partei gewesen war.

Es gebe durchaus politische Debatten über diese Dinge im Hause Müntefering. Heftige Debatten? Nun ja, sagt sie, "wir diskutieren so miteinander über Politik, dass wir abends noch im gleichen Bett schlafen wollen".

Sie hat der Agenda damals zugestimmt, mit ein paar Einschränkungen, wo sie etwas ungerecht fand.

Sie war jung, Anfang zwanzig, soll sie sich jetzt damit rausreden?

Wenn sie sagt: verdammte Agenda, dann freut sich die Basis.

Wenn sie sagt: großartige Agenda, dann freut sich die Führung. Ein Teil der Führung jedenfalls.

Sie weiß, sie muss eine eigenständige Person sein. Sie lässt sich allein befragen, ihr Mann funkt ihr nicht dazwischen. Er spüre keine Versuchung, sich einzumischen, lässt er wissen, "wenn es dazu keine Einladung gibt". Es ist nicht wie bei Familie Schröder/Schröder-Köpf: Man spricht mit Doris, und plötzlich steht Gerhard im Bild. Franz Müntefering hält sich fern.

Aber sie trägt seinen Namen. Warum ist sie nicht Michelle Schumann geblieben, um ihre Eigenständigkeit zu betonen? Wenigstens für die Politik? Sie sagt, das sei eine private Sache. Sie sagt: "Das ist mein Leben. Ich möchte mit meinem Mann zu Hause eine Familie sein. Ein Name an der Tür gehört für mich dazu."

Knappe Sätze, hinter denen man sich verstecken kann: Er konnte das schon immer. Sie kann es auch.

Der Name ist ein Vorteil, selbstverständlich. Er schafft Aufmerksamkeit. Aber sie muss sehen, womit sie diese Aufmerksamkeit belohnt.

Dass man auch mal "Gesetze, die man selbst gemacht hat, verändern kann", also auch die Agenda, das sei ihr wichtig. Sie habe auch in der Akademie nicht alles widerspruchlos hingenommen, beispielsweise haben ihr oft "die Vergleiche zu Wirtschaftsprozessen", wo es um Demokratie ging, nicht gepasst. Sie habe eine Distanz zu vielem, das habe sie im Journalismus gelernt. Kompromisse müssen sein, aber wie viele? Wie viele Kompromisse hat sich Franz Müntefering, der Sozialpolitiker, angetan?

Politik bringt etwas, und sie kostet etwas. Manchmal eine Haltung. Manchmal Gesundheit. Manchmal das private Leben. Einmal hatte er sich für das Privatleben entschieden, als er sich aus seinen Ämtern zurückzog, 2007, um seine todkranke Frau Ankepetra zu pflegen. Aber als man ihn rief, nicht lange nach dem Tod seiner Frau, kam er zurück.

Damals wurde Michelle Schumann Referentin im Büro, man kannte sich ja aus Herne. Sie war eine von einem Schwall junger Leute, die ihn betreuten, fand das alles spannend und dachte gleichzeitig: "Um Gottes willen. Wir waren alles junge Leute um Franz herum. Wir haben uns abgewechselt, und am Ende eines Tages haben wir ihn um zwei Uhr nachts abgeliefert. Er musste um sechs wieder raus auf Schicht. Ich dachte, du meine Güte, wie hält der das aus?"

Und dann, irgendwie, fanden sie zusammen. Dann war der legendäre Auftritt Franz Münteferings, im Umspannwerk in Kreuzberg, am Abend vor dem Parteitag, am 13. Juni 2009. Es hatte Gerüchte gegeben um eine junge Frau an seiner Seite, und er bestätigte sie. "Erstens: Es gibt sie. Zweitens: Sie ist hier. Drittens: Wir mögen uns."

Sie heirateten im Dezember 2009. Er war 69 Jahre alt, sie 29. "Müntes Ja zum jungen Glück", so schrieb "Bild am Sonntag" und vermerkte den "Mut zu einer ungewöhnlichen Liebe". Über "Müntes Liebes-Turbo" berichtete der "Berliner Kurier" und glaubte zu spüren, "dass in dieser Beziehung alles möglich ist".

Die Umwelt rätselte und rätselt noch. Einen Mann zu heiraten, der 40 Jahre älter ist, lässt sich das erklären?

Sie stammen aus verschiedenen Zeiten. Sie haben nicht dieselben Spiele gespielt als Kind, sind mit anderen Bildern groß geworden, haben andere Filme gesehen, andere Musik gehört.

Michelle Müntefering findet, "es gibt wichtigere Dinge als das Alter" und dass "manche Alten jünger sind als die Jungen". Und Hannes Wader und Konstantin Wecker hören sie beide gern.

Franz Müntefering erzählt ab und zu Kleinigkeiten, wenn er nach seiner Ehe gefragt wird, dass er jetzt die "Simpsons" mag und dass er ihr eine Delle ins Auto fuhr, weil er das Fahren verlernt hatte. Und dass er manchmal sogar mit ihr ins Ausland reist, was früher nicht seine Gewohnheit war. Knappe Sätze eben.

Und dann fährt man mit Michelle Müntefering durch Herne, und sie erzählt von früher, geboren ist sie nicht weit von der damaligen Zentrale der Deutschen Steinkohle AG. Gleise in der Nähe, Ruhrpott, Sozialdemokratie außen rum, aber in der Familie eben nicht. Der Großvater: Zentrums-Wähler, katholisch, der Vater konservativ. Es waren die späten Kohl-Jahre, die bleierne Zeit. Michelle und ihre Freunde hatten nie einen anderen Kanzler erlebt als Helmut Kohl. Und wenn sie zu Hause etwas sagte gegen diesen Kohl, korrigierte der Vater: "Das heißt Herr Doktor Kohl."

In der Schule dann: Brecht. Der Weg in die SPD: Das war Rebellion.

Es ist eine Erzählung, die an jemanden erinnert. An einen jungen Mann aus dem Sauerland, Franz hieß er, aus konservativer Familie, der Vater: Zentrums-Wähler, der Junge: Messdiener, aufgewachsen in einer Zeit, in der viele Leute fanden, man dürfe Sartre nicht auf die Bühne bringen, Sartre, diesen Kommunisten. Zu den Sozis zu gehen, Willy Brandt zu wählen: Das war Rebellion.

Eine Spiegelung, über Jahrzehnte hinweg. Politik als Hoffnung, den Mief zu vertreiben, so hat es begonnen, für beide.

Michelle Müntefering sagt: "Ich muss ihm nicht erklären, warum ich am 1. Mai mit der roten Fahne auf der Straße bin."

Am 22. September will sie gewählt werden, der Wahlkreis Herne-Bochum II ist aussichtsreich, ihre Chancen sind gut. Er wird sein Büro räumen. Für ihn sind es jetzt die letzten Tage mit Mandat.

Politik: Das sind auch Termine, die einen am Laufen halten. Er macht weiter Termine, für eine Hospiz-Stiftung, als Chef des Arbeiter-Samariter-Bunds.

Noch ist er Mitglied im Familienausschuss. Er ist viel unterwegs und redet übers Alter und manchmal auch übers Sterben. An einem dieser Termine, in einem Mehrgenerationenhaus in Falkensee bei Berlin, sieht man ihn auf einem dieser Podien sitzen, schmal, straff, er ist noch immer der Mann mit den kurzen Sätzen und der eckigen Frisur.

Ein kleiner, grauer Termin, Pflegeversicherung, Generation Praktikum, Mindestlohn, um die Nöte der Jungen geht es und vor allem um die Nöte der Alten.

Diese Alten, die allein leben. Die vom Pflegedienst besucht werden, der geht nach anderthalb Stunden, und dann kommt niemand mehr. Die schlimmste Krankheit, sagt er, "heißt Einsamkeit". Alleinsein, sagt er, führt zu Krankheit, zu Depression. Man braucht, sagt er, "die Reibungsfläche Mensch zu Mensch".

Franz Müntefering ist jetzt 73 und sagt, er fühle sich auch wie 73.

Michelle Müntefering sagt: "Er ist alt, aber jung."

Sie ist jung auf eine Art, wie es die Alten mögen. Es sieht so aus, als hätte sie die perfekte Beziehung gefunden: eine Dreiecksbeziehung, ein Mann, eine Frau und eine Partei.

Der lange Weg nach Berlin

17.000 Hausbesuche, 195.000 verteilte Flyer, drei Paar durchgelaufene Schuhe. Der Kampf hat sich gelohnt. Der Wilhelmsburger Anwalt Metin Hakverdi zog mit dem besten Ergebnis aller Hamburger Direktkandidaten in den Bundestag ein.

Von Peter Wenig, Hamburger Abendblatt, 28.09.2013

Die letzten Meter auf dem langen Weg zum großen Ziel sind dann ganz leicht. Aus dem Hauptbahnhof am Kanzleramt vorbei zum Reichstag, dessen mächtige Kuppel an diesem Montag Mittag im Berliner Nieselregen liegt. Doch das kann die Laune von Metin Hakverdi eben so wenig trüben wie der kleine Fleck auf dem Jackett, Spur der Siegesfeier mit den Bergedorfer Jusos in der Nacht zuvor. „Guten Tag, mein Name ist Metin Hakverdi. Ich bin gestern als Abgeordneter gewählt worden“, sagt der Rechtsanwalt am Eingang. „Habe ich schon gelesen, Sie können rein gehen“, sagt die Dame am Empfang und will nicht einmal den Ausweis sehen.

Metin Hakverdi, Sohn eines anatolischen Schneiders, der als Analphabet starb und einer Sekretärin aus Mecklenburg-Vorpommern, hat es geschafft. Aus Wilhelmsburg, der Elbinsel mit hoher Arbeitslosenquote, rein in das Herz der Hauptstadt. Gemeinsam mit 629 Bundestagsabgeordneten wird er künftig entscheiden über Euro, Rente und die Kanzlerin. Ein Weg, der wirklich kein leichter war.

Ein später August-Nachmittag in Eißendorf im Harburger Süden. An der Ecke Eißendorfer Straße/Weusthoffstraße klappt Olaf Paulsen, stellvertretender SPD-Ortsvereinschef, den roten Sonnenschirm mit weißen SPD-Lettern auf. Schutz für 13 Genossen vor dem prasselnden Regen. „Moin, Danke, dass Ihr gekommen seid“, sagt Metin Hakverdi, braunes Cord-Jackett, kariertes Hemd, Jeans. Bei einer Drogerie hat er noch schnell fünf blaue Regenschirme besorgt, die Preisschilder baumeln an den Griffen. Ein ganzer Stapel Flyer mit seinem Konterfei rutscht in eine Pfütze, Paulsen wirft das unbrauchbare Material in den Kofferraum seines Kombis. Viel schlechter kann die Klingeltour durch den Wahlkreis kaum beginnen. Das erste mentale Tief gab es bereits am

Morgen mit der Nachricht, dass Kanzlerkandidat Peer Steinbrück in den Umfragen weiter abgerutscht ist. Paulsen predigt gegen die schlechte Stimmung und schlechtes Wetter: „Was bundespolitisch schief läuft, können wir nicht beeinflussen. Aber hier geht es um Metin. Wir kämpfen um jede Stimme.“ Hakverdi legt nach: „Heute wird es ganz einfach. Den Leuten wird imponieren, dass wir bei diesem Regen überhaupt unterwegs sind.“ Dann gibt er letzte Anweisungen: „Wir gehen nicht in die Wohnung, wir sabbeln niemanden zu.“ Nur acht Sekunden, sagt er dann, solle der Besuch dauern. Begrüßung, Flyer und Kugelschreiber übergeben – und fertig. In Zweier-Teams ziehen die Wahlkämpfer los.

Dann die erste Etappe im Häuserkampf. Vier Etagen, 50er Jahre Backsteinbau. Hakverdi drückt die mehrere Klingeln, der Türöffner summt. Während der Politiker die Treppen hinauf spurtet, öffnet sich oben ein Fenster. „Was wollt Ihr denn hier? SPD? Brauche ich nicht“, böllt ein älterer Mann im weißen Unterhemd genervt. Immerhin, die Frau im Erdgeschoss links ist ungleich freundlicher, freut sich über den Kugelschreiber. Fünf Minuten später ist der rote Protokollzettel mit der Strichliste (Straße, Hausnummer, persönlich angetroffen, vor die Wohnungstür gelegt, in den Briefkasten gesteckt) längst durchweicht. Den Schirm spannt er gar nicht mehr auf, kostet zu viel Zeit.

Nach 20 Minuten klebt der Regen auf der Hand. Und es bleibt die Frage: Was soll das eigentlich bringen? Das Klingeln jeden Montag und Mittwoch quer durch den Wahlbezirk, das tausendfache Aufsagen des Satzes: „Mein Name ist Metin Hakverdi. Ich bin Nachfolger von Hans-Ulrich Klose. Am 22. September ist die Bundestagswahl.“

„Ich habe das alles schon einmal genauso gemacht“, antwortet Hakverdi, „und zwar mit großem Erfolg.“ Schon bei der Bürgerschaftswahl 2008 klingelte er sich ins Hamburger Parlament. 7000 Haus- und Wohnungstüren schaffte er damals – und holte als Nummer drei der SPD-Wahlliste mit Abstand die meisten Stimmen. „Die Leute wollen den persönlichen Kontakt“, sagt Hakverdi. Obama habe es schließlich auch so gemacht. Mit dem feinen Unterschied, dass der Präsidentschaftskandidat klingeln ließ.

Ein paar Straßen weiter ist der schillernde US-Wahlkampf so fern wie eine Alleinregierung der SPD in Berlin. Vor der Kneipe Löschecke am Eißendorfer Hirschfeldplatz stehen ein paar Raucher, die Speisekarte empfiehlt Currywurst, wahlweise

mit Bratkartoffeln (4,60 Euro) oder Butterbrot (4,10 Euro). Innen öffnet eine Schiebetür den Blick auf einen kleinen Saal. Rechts brummt eine betagte Truhe, die Wände sind mit einer Dartscheibe, einem Segelschiff und vergilbten Schützen-Urkunden dekoriert. „Klassische SPD-Hinterzimmer-Atmosphäre“, sagt Genosse Paulsen und lacht. Einmal im Monat treffen sich hier Eißendorfs SPD-Mitglieder, von den 96 kommen selten mehr als 15. Und doch wurde an den braunen Holztischen im Herbst 2012 Geschichte geschrieben. Denn in der Löschecke entschied sich das Rennen um das SPD-Direktmandat für den Wahlkreis Harburg, Wilhelmsburg und Bergedorf.

Jeden der drei Direktkreis-Kandidaten baten die Eißendorfer zum Einzel-Gespräch. Frank Richter, Vorsitzender des SPD-Kreisverbandes. Ingo Egloff, ehemaliger SPD-Landeschef – und eben Metin Hakverdi, einfacher Bürgerschaftsabgeordneter, standen jeweils zwei Stunden Rede und Antwort zu Themen wie Euro, Bundeswehr-Auslandseinsätze und Harburgs Verkehrsprobleme. „Metin machte auf uns den besten Eindruck, vor allem wegen seiner Kampfbereitschaft“, sagt Paulsen. Der Ortsverband legt sich fest: Unsere acht Stimmen bei der Nominierung gehen komplett an Hakverdi.

Am 7. Dezember dann der Kandidaten-Showdown im Lichtwarkhaus in Bergedorf. Paulsen kommt mit seiner Frau, auch eine Genossin, in den Saal, die kleine Tochter im Schlepptau, der Babysitter ist verhindert. Im überfüllten Saal werben Egloff, Richter und Hakverdi **um die Stimmen der 147 Delegierten**. Nach dem ersten Wahlgang blankes Entsetzen bei Egloff, der mit nur 22 Stimmen aufgibt. Vor dem zweiten Wahlgang macht sich Egloff für Richter stark, wenn schon nicht er, dann soll zumindest Harburgs SPD-Chef nach Berlin. Vor allem Paulsen wird in der Pause attackiert, es sei doch ein Unding, dass mit Eißendorf ein Harburger Ortsverband Richter im Stich lasse. Doch Paulsen bleibt stur: „Mein Glück ist, dass ich in der Politik nichts mehr werden will.“ Eine Stunde später zerschellen Richters Hoffnungen auf den Sprung nach Berlin an der Löschecke-Fraktion. 73 Stimmen für Hakverdi, 70 Stimmen für Richter, vier Enthaltungen – Eißendorfs Votum für Hakverdi gibt den Ausschlag. Nach außen trägt Richter die Entscheidung mit Fassung. Er sehe das sportlich, schließlich sei er immer ein Sportsmann gewesen. Ein Hamburger Spitzengenosse, der Richter seit vielen Jahren kennt, sagt dagegen: „Franks Lebenstraum wurde zerstört.“

Es gehört zu den Absurditäten der Politik, dass ausgerechnet Richter nun als Chef der Wahlkampfkommission seinen Rivalen zum Sieg im Wahlkreis führen soll. An einem sonnigen August-Nachmittag begrüßt Richter die Genossen im Harburger Herbert-Wehner-Haus zum Kaffeeklatsch mit Hakverdi und Hans-Ulrich Klose. Die Tische sind mit Papiertüchern gedeckt, es gibt Bienenstich und Butterkuchen. Unter der alten SPD-Flagge, bestickt mit „Freies, Gleiches und direktes Wahlrecht“, sitzen Hakverdi, Richter und Klose in roten Sesseln. Der scheidende Bundestagsabgeordnete Klose, 76, seit 1983 für den Wahlkreis im Bundestag, trifft auf seinen über drei Jahrzehnte jüngeren Nachfolger – ein wirklich spannender Generationen-Termin. Richters Job als Moderator ist eigentlich ganz einfach. Er hat ein echtes Heimspiel, dank Klosers enormer Popularität sind alle Tische besetzt. Der Elfmeter liegt auf dem Punkt, er muss ihn nur noch verwandeln, Klose und vor allem Hakverdi, Harburgs Hoffnung für Berlin, gut aussehen lassen. Doch statt Doppelpass mit den Gästen zu spielen, versucht sich Richter in der Spielmacherrolle. Er räsoniert zunächst zwei Minuten und elf Sekunden über seine Sicht des Konflikts in Ägypten, später folgt ein langatmiger Exkurs über den NSA-Abhörskandal. Immerhin gewohntes Terrain für Klose, im Bundestag gilt er als ausgewiesener Außenpolitiker. Hakverdi kommt dagegen nicht so richtig ins Spiel, seine Kompetenz bei lokalen Themen – etwa beim Baufiasko der Elbphilharmonie, wo Hakverdi als Obmann im Untersuchungsausschuss arbeitet, bleibt ungefragt. Nach dem Talk klönt der Kandidat noch mit Genossen, während Klose wie ein Popstar vor allem Foto-Wünsche erfüllt.

Der Name des ehemaligen Hamburger Bürgermeisters fällt oft in diesen Wahlkampf. Hakverdi geht es ein bisschen wie neuen HSV-Stürmern, die stets an den Idolen Uwe Seeler und Horst Hrubesch gemessen werden. Nostalgie ist nicht fair, wie soll ein 44-Jähriger Abgeordneter der Hamburgischen Bürgerschaft den Vergleich mit einer Legende aushalten? Klose war mit 36 Innensenator, mit 37 Bürgermeister, jüngster Regierungschef eines Bundeslandes der deutschen Geschichte, dann drei Jahrzehnte Bundestagsabgeordneter mit bis zu 55 Prozent Stimmenanteil. Auch Olaf Scholz kann sich den Griff in die Historie nicht verkneifen. Als er im August vor einer Wahlveranstaltung am Michel mit Peer Steinbrück jeden Hamburger SPD-Direktkandidaten auf die Bühne holt, sagt er feixend: „Metin, Du trittst ja in ganz schöne große Fußstapfen.“ Die Anspielung gilt nicht nur Klose. Denn vor dem Bürgermeister verteidigte Herbert Wehner den Harburger Wahlkreis 34 Jahre. Und

streng genommen gehört auch Helmut Schmidt in diese Reihe, von 1969 bis 1987 Abonnementssieger im damals noch abgetrennten Wahlkreis Bergedorf.

Wehner, Schmidt, Klose – mehr Sozi-Tradition geht nicht. Wie groß der Schatten wirklich ist, zeigt sich zehn Tage vor der Wahl, als Klose im Harburger Stellwerk verabschiedet wird. Im abgedunkelten überfüllten Saal projiziert ein Beamer Fotos von Klose und geballter Prominenz wie Barack Obama, Willy Brandt, Helmut Kohl oder Koofi Annan auf die Wand hinter der Bühne. Als Klose über seine Laufbahn redet, sich für sein Querdenkertum entschuldigt („Ihr hattet es nie leicht mit mir“), werden die Augen mancher Genossen feucht. Am Ende schreitet Klose dann zu dem Mann, der ganz links in der ersten Reihe sitzt. „Metin“, sagt Klose, „ich drücke Dir die Daumen. Entwickele politische Leidenschaft und vergesse nie das Zuhören.“ Der Händedruck wirkt wie eine Staffelübergabe. Und mit einem Moment wird klar, welches enorme persönliche Risiko Metin Hakverdi mit seiner Kandidatur eingegangen ist. Verliert er den Wahlkreis, endet eine Ära in Rot von über sechs Jahrzehnten.

Entsprechend angespannt wirkt er nach der Klose-Rede, als Brezeln und Bier gereicht werden: „Was hat der Uli für eine Biografie! Mit ihm kann ich mich doch gar nicht vergleichen.“ Nein, Hakverdi muss seine eigenen Stärken ausspielen, seine Menschenfänger-Qualitäten, seinen Willen, seinen Fleiß. „Metin ist der nette Junge von nebenan“, sagt der Harburger Manuell Sarrazin von den Grünen: „Er ist der Typ zum Anfassen, der glaubwürdig Klinken putzt. Ich könnte das nicht.“ In der Disziplin Wahlkampf-Einsatz galt in der Hamburger SPD in den vergangenen Jahren Johannes Kahrs als unerreichbar, jedes Jahr karrt er allein 80 Reisebusse mit Wählern nach Berlin. Aber auch Kahrs sagt: „Was Metin röhrt, ist der absolute Wahnsinn.“

Nettelburg S-Bahn-Station, ein Donnerstag im August, 7:30 Uhr. Mit drei Helfern drückt Metin Hakverdi Passanten seine Flyer in die Hand. Es ist bereits die zweite Station, an der S-Bahnstation haben sie schon um 6:30 Uhr verteilt. „Operation Morgenröte“ nennt das die SPD. „Viele machen den Fehler, zu spät zu verteilen und erreichen dann die Pendler nicht mehr“, sagt Hakverdi. Zu spät aufstehen, das kann ihm nicht passieren. Dabei war die Nacht wie immer kurz, fast jeden Abend ist er in diesen Tagen unterwegs. Kunstausstellungen, Vereinstreffs, Ortsvereinbesuche – der Terminkalender in seinem Smartphone hat kaum noch Lücken. An diesem Morgen hat er zwei Jusos und einen Rentner

mobilisiert. Er lädt die Genossen anschließend in die benachbarte Bäckerei ein, fischt auf dem Weg zwei weggeworfene Flyer aus einer Pfütze. „Es ist ganz einfach wichtig, dass man den Platz sauber hinterlässt, sonst macht das einen ganz schlechten Eindruck“, sagt Hakverdi. Der ältere Genosse gibt beim Kaffee aus Pappbechern zu, dass er Egloff am 7. Dezember gewählt hat. „Der Metin hat mir zu sehr ins Mehl gehauen“, sagt er. Hakverdis Versprechen, einen Wahlkampf wie noch nie in diesem Wahlkreis hinzulegen, habe er ihm einfach nicht geglaubt. Doch jetzt sei er überzeugt: „Metin gibt wirklich alles für die Partei.“

Hakverdi nickt zufrieden. Die eigenen Genossen überzeugen, das war vielleicht der schwierigste Job im Wahlkampf. Eine Partei, die wie keine andere den Wert Solidarität auf ihre Fahnen schreibt, hat traditionell ein Problem mit Genossen auf der Überholspur, mit Aufsteigern, die an verdienten Parteisoldaten wie Egloff und Richter einfach links vorbei ziehen. Schon im April 2012, sieben Monate vor der Delegiertenwahl, hatte Hakverdi seinen Hut in den Ring geworfen: „Das war riskant. In der Partei habe ich mir damit nicht nur Freunde gemacht.“ Aber er brauchte diese Monate für den Vorwahlkampf, fürs Netzwerk-Weben, vor allem mit der Bergedorfer SPD, für die er fast ein Niemand war.

Chancen hat Hakverdi schon oft einen Tick früher erkannt als die Konkurrenten. Nach der Wahl in die Bürgerschaft 2008 bewarb er sich um den Job als Schriftführer im Präsidium der Bürgerschaft. Der Job klingt zwar so attraktiv wie Tafelputzdienst in der Schule. Aber seitdem sitzt er neben den Präsidiumskollegen erhöht, gleich hinter dem Rednerpult, immer im Blick der Kameras. Und sein Konterfei im Schaukasten des Rathauses ist drei Mal so groß wie das der anderen Abgeordneten. Schnell entschied sich Hakverdi zudem für die Arbeit in den zentralen Ausschüssen Elbphilharmonie und HSH Nordbank, die immer für Schlagzeilen gut sind. Dort, das sagen auch Abgeordnete der Konkurrenz, mache Hakverdi mit seiner hartnäckige Fragetechnik einen guten Job. „Da profitiere ich von meinen Erfahrungen in Strafprozessen“, sagt Hakverdi.

Wer sich so engagiert, muss woanders Abstriche machen. Niemand weiß dies besser als Cem Sengül. Der Prädikatsjurist, Spezialgebiet Wirtschaftsrecht, hat vor zwei Jahren seine sichere Zukunft in einer großen Kanzlei gegen eine Anwalt-Partnerschaft mit Hakverdi getauscht, gemeinsam residieren sie auf 60 Quadratmetern im vierten Stock eines Bürobaus in der Nähe des Altonaer Bahnhofs. Aber was heißt schon gemeinsam? Sengül ackert seit Monaten für zwei, 14-Stunden-Tage sind keine Seltenheit, erst recht seit Hakverdis

Nominierung. Am 1. März räumte Hakverdi sein Büro, um sich ganz auf Wahlkampf zu konzentrieren - die Sekretärin nutzt es inzwischen als Raucherzimmer. Fast bewundernd schaut Sengül seinen Partner bei dessen Stippvisite an: „Natürlich wäre es für die Kanzlei besser, wenn Metin zurückkehren würde. Aber ich wünsche ihm so sehr, dass er den Sprung nach Berlin schafft.“

Wer in der Politik nach oben sein will, braucht solche Freunde. An einem warmen August-Sonnabend zieht intensiver Kleber-Geruch durch einen großen Keller eines Hochhauses in Nettelnburg. Juso Nils Sprinborn, 25, rührt Kleister in einem weißen Eimer an. In dem Keller regiert Chaos aus Wahlkampftischen, SPD-Schirmen und Flyern, auf einer Stellwand klebt noch ein Plakat von Michael Neumann, gescheiterter Spitzenkandidat für die Hamburger SPD im Wahlkampf 2008. Eine Bierkiste beschwert einen Schwung Hakverdi-Plakate in einer Wanne voll Wasser, feucht kleben ist wichtig, sonst gibt's Falten, erklärt Springborn. Mit drei weiteren Jusos hat sich der Student an diesem Abend zum Dienst für die Partei getroffen, Hakverdi selbst muss diesmal wegen einer Wahl-Veranstaltung passen. Eine halbe Stunde später schwappt der Kleister-Eimer bedrohlich im Kofferraum eines betagten Ford Fiestas, die Jusos fahren die SPD-Stellwände der Umgebung ab, um 75 neue Poster zu kleben. Sie arbeiten akkurat, wie gelernte Tapezierer streifen sie jedes Poster mit einer Bürste glatt. „Das muss vernünftig aussehen, sonst beschweren sich die Leute“, sagt Springborn. Anstrengend? „Klar“, sagt Springborn, „aber kein Vergleich mit dem Auftakt im März. Damals mussten wir mit erst mal das Eis von den alten Plakaten kratzen.“

SPD-Wahlkampf in Harburg, das bedeutet vor allem Handarbeit, viel Handarbeit. Es gibt keine Werbeagenturen, die Konzepte entwerfen oder Hostessen stellen. Stattdessen schreibt das Willy-Brandt-Haus in Berlin Rechnungen, 482 Euro etwa kosten 1000 Hakverdi-Plakate, viel Geld bei einem Wahlkampf-Budget von rund 40000 Euro. Jeder Metin-Hakverdi-Kuli kostet 17 Cent, klar gäbe es in der globalisierten Welt Firmen, die deutlich günstiger produzieren würden. Aber wer für den Mindestlohn kämpft, darf solche Deals nicht machen, findet Hakverdi. An seine Schlagzahl, an sein Tempo müssen sich viele Genossen erst einmal gewöhnen; Kampfgeist rostet nach ungefährdeten Siegen über Jahrzehnte ein.

15000, das ist so etwas wie die magische Zahl im Kampf um Berlin. 15000 Klingeln hat sich Hakverdi mit seinem Team vorgenommen, rund 6000 will er selbst übernehmen, 9000 seine ehrenamtlichen Helfer. Den Klingelmarsch durch die Institutionen organisiert Muammar Kazanci, Jurist in der Senatskanzlei, nach Feierabend Auch Kazanci arbeitet ehrenamtlich. In wochenlanger Kleinarbeit hat er die Klingel-Routen ausgetüftelt. Die Datenbasis lieferte die Berliner SPD-Zentrale, die bundesweit die Wahllokale ermittelt hat, in denen die SPD 2009 im Vergleich zu 2005 besonders viele Wähler ans Lager Nicht-Wähler verloren hat. Genau diese Sympathisanten will Hakverdi mit Besuchen für den Urnengang mobilisieren.

Am Rande eines SPD-Festes in der Bergedorfer City zeigt Kazanci sein Wahl-Tagebuch. Sein knallrotes T-Shirt trägt den Slogan „Campaigner Team Metin Hakverdi“. Campaigner ist sein offizieller Titel im Wahlkampf, die SPD will offenbar auch sprachlich von Obama lernen. Während der Kandidat ein paar Meter weiter seine Flyer verteilt, blättert er durch sein Büchlein, zeigt die eingeklebten Fotos von Klingeltouren und **aufmunternde Worte, die er bei Hausbesuchen mit seiner steilen Handschrift notiert hat**. Mittendrin pappen Urlaubsfotos von der Schwarzmeerküste und ein nagelneuer Hundert-Euro-Schein; kleine Motivationshelfer, wie er sagt. Motivation, gute Laune, das ist wichtig in diesen Wochen zwischen Umfragetiefs und Steinbrück-Mittelfinger. Schlechte Nachrichten aus dem Berliner Politik-Betrieb spornen Kazanci nur noch mehr an. „Wenn wir 60 Prozent hätten, müssten wir ja gar nicht mehr kämpfen.“

Natürlich geht in einem Wahlkampf nicht alles glatt. Olaf Scholz kommt ausgerechnet an einem der heißesten Sommertage nach Harburg. Bitter für Hakverdi, denn König Olaf ist eigentlich ein Publikumsmagnet. So aber ist nur etwa jeder dritte der im Kulturzentrum Feuervogel aufgestellten 250 Stühle besetzt. Als die Moderatorin Hakverdi und Scholz vorstellen will, pfeift eine Rückkopplung durch den Saal. Zum Auftakt der obligatorischen Fragerunde schnappt sich ein deutlich alkoholisiertes Mann im grauen Jackett das Mikro und scheitert schon bei der Anrede: „Metin Hakdi, Hakver, was ist das denn bloß für ein Name?“ Dann drehen sich die Fragen vor allem um die geplante Schließung der Katholischen Schule Neugraben. Mehrere empörte Eltern fordern, die Politik solle sich endlich einschalten. Scholz und Hakverdi können nur darauf hinweisen, dass der Senat bei einem privaten Schulträger ziemlich machtlos sei. Das ist zwar ehrlich, löst aber keine Beifallsstürme aus.

Ein paar Wochen später hat der Wahlkampf Spuren hinterlassen. „Ich bin ganz schön kaputt“, sagt Metin Hakverdi den Schülern der Wilhelmsburger Stadtteilschule, die ihn für ein Interview in seinem Abgeordnetenbüro in der Veringstraße besuchen. Gegenüber den Wahlkampfplakaten, die an der Wand hängen, wirkt er um Jahre gealtert. Die letzten Nächte waren schlecht, Heuschnupfen plagt ihn. Doch dieser Termin ist ihm wichtig, auch wenn die Schülerzeitung mit dem Interview erst nach der Wahl erscheinen wird. Die 15jährigen wollen wissen, für welche Ziele er kämpft. Hakverdi spricht über Bildungsgerechtigkeit, preist als Erfolg, dass der SPD-Senat die Studiengebühren wieder abgeschafft hat: „Stellt Euch mal vor, Eure Eltern müssten für Eure Schulen zahlen.“ Die Schüler berührt das. Eine Schülerin klagt stattdessen über den Stress durch die langen Schultage und sagt dann sehr entschlossen: „Einen Politiker, der sich für die Ganztagschule einsetzt, würden wir nicht wählen.“ Für einen Moment ist da sogar der sonst so wortgewandte Hakverdi sprachlos.

Er selbst ist doch ein Beispiel für eine Aufsteigerkarriere. Die Eltern schickten ihn trotz fehlender Gymnasialempfehlung auf die höhere Schule. Er schafft das Abi, studiert Jura in Kiel, darf sogar für ein Jahr dank eines Stipendiums in die USA. Seine BAFÖG-Schulden tilgt er nach seinem ersten großen Fall auf einen Schlag.

Das Aufsteiger-Gen führt ihn in das Duell um Berlin gegen Herlinde Gundelach, Kandidatin der CDU. Gundelach arbeitete schon als Referentin für die CDU-Bundestagsfraktion in Bonn, als Metin Hakverdi noch in die Wilhelmsburger Kita ging. Sie arbeitete später für die damalige Umweltministerin Angela Merkel, gilt als Vertraute der Kanzlerin. Vor allem aber taugt die ehemalige Senatorin taugt nicht zum Feindbild der Linken. Sie plädiert für gerechte Löhne, für Klimaschutz – und sie wohnt auch im sozial benachteiligten Wilhelmsburg. Und das auch noch in einem Passivhaus.

Der Terminkalender will es, dass die beiden im August zu drei Wahlkampf-Duellen binnen sechs Tagen aufeinandertreffen. Zum Auftakt bitten die Wirtschaftsvereine von Harburg und für den Hamburger Süden die Direktkandidaten ins Privathotel Lindtner. Im gediegenen Festsaal werden Sekt und Canapes gereicht. Für Hakverdi ist die Einladung angesichts der roten Steuerpläne indes in etwa so attraktiv wie für einen grünen Veggie-Day-Kämpfer ein Termin bei der Fleischer-Innung. Er ist spät dran, eilt an dem Genossen und Finanzexperten Paulsen vorbei, der ihm noch schnell ein Detail zu den Vermögensteuerplänen der SPD erklären will. Aber Hakverdi braucht keine Hilfe, der

Steuerfalle entkommt er mit dem schlichten Hinweis, dass der Staat mehr Einnahmen brauche, um endlich die Milliarden-Schulden zu tilgen. Als er dann noch erklärt, wie ungerecht bei den Strompreisen die Befreiung von immer mehr Unternehmen von der Zulage für neue Energien sei („Jetzt muss Ihnen ein Sozi sagen, dass der Markt kaputt ist“), kriegt sich die Moderatorin, Geschäftsführerin einer großen Bäckerei, vor Begeisterung kaum noch ein. Ausgerechnet ein SPD-Mann kämpft für die Konkurrenzfähigkeit des Mittelstands.

Drei Tage später gibt es statt Sekt Mineralwasser aus 1,5-Liter-Plastikflaschen. Im Laurens-Janssen-Haus, das sich zwischen den Hochhäusern im sozialen Brennpunkt Kirchdorf-Süd duckt, liegen „Stop“-Schilder auf den Tischen. Die zum Teil geistig behinderten Gäste sollen sie hoch halten, wenn die Politiker auf dem Podium in ihre Fachsprache verfallen. Zuvor erklärt eine Mitarbeiterin das Wahlrecht, der erste Satz ihrer Präsentation heißt: „In Deutschland gibt es keinen König.“ Der Saal ist ein Heimspiel für Hakverdi, schließlich hat er sich 2012 mit Erfolg gegen Schließungspläne engagiert. „Deshalb ist es wichtig, dass wir den sehr reichen Leuten Geld abnehmen, damit es so ein wichtiges Haus weiter geben kann“, sagt Hakverdi. Als Anwalt der Sozial Schwachen kann er an diesem Nachmittag locker punkten.

20 Stunden später sehen sich Gundelach und Hakverdi schon wieder. Wie vor jeder Wahl treten auch diesmal die Direktkandidaten in der Harburger Handelsschule auf. Auf dem Flachbildschirm wird ein „spannender und informativer Verlauf der Diskussion gewünscht“, in Schaukästen hängen Urkunden für besondere Leistungen im Klima- und Umweltschutz. Der Schulleiter fahndet Minuten vor Beginn vergebens im Saal nach dem engagierten Moderator, ein Kollege muss schließlich ran. Der beklagt zunächst den „langweiligen Wahlkampf“, ruft dann seinen Schülern zu: „Aber das wird sich heute ändern, oder?“ Irgendwie verpufft sein Appell, als jeder der fünf Direktkandidaten vier Minuten über sich selbst und sein Programm referieren darf, scheint die Hälfte des Auditoriums schon weggedöst. Vielleicht war die Nacht auch nur zu kurz. Immerhin, der Hinweis Hakverdis, die SPD habe die Studiengebühren wieder abgeschafft, sorgt für Beifall.

Gut drei Wochen später ist dann endlich der Tag der Entscheidung. 22. September, Bundestagswahl. Bevor Hakverdi am Mittag seinen Stimmzettel im Wahllokal der Kita Tigereute ausfüllt, hat die wichtigsten Multiplikatoren abtelefoniert, vor allem

Vereinsvorsitzende: „Sagt Euren Leuten, dass sie wählen gehen sollen.“ Dann nimmt er sich noch eine Stunde Zeit, um den Abendblatt-Reporter in seinem Miet-Smart mit der grellen „Metin Hakverdi-SPD“ –Schrift durch Wilhelmsburg zu chauffieren. Er deutet auf die Wohnung an der Georg-Wilhelm-Straße, in der er aufgewachsen ist. 88 Quadratmeter, vier Zimmer, Balkon. Nur ein paar Häuser weiter wohnt er jetzt auf 60 Quadratmeter in einem bescheidenen Xxxxx Jahre-Bau. Dann fährt er rüber zum Reiherstieg, dieses Viertel sagt er, kann die neue Schanze werden. Ein paar Straße weiter erzählt er von der Vision, die am Wasser liegenden Industriebetriebe zu verlagern. Wohnungen müssten dort entstehen, erschwinglich für jeden. Dort, genau dort, könne die neue Hafencity entstehen.

Vier Stunden später starren 40 Genossen im Bergedorfer DGB-Haus gebannt auf die Leinwand. Es sind die Treuen, die über Monate für die SPD getrommelt haben. Kann es vielleicht doch noch eine Sensation geben, den erhofften Wechsel zu Rot-Grün? Um 18 Uhr ist die Party schon wieder vorbei, Fassungslosigkeit angesichts der Prognose von 42 Prozent für Merkel und 26 Prozent für die SPD. Das Aus für die FDP kann die Stimmung nur kurzfristig aufhellen. Zwei Minuten später steigt Metin Hakverdi aus seinem Smart, seine Stimmung ist so dunkel wie sein Anzug. Er kennt erste Prognosen seit 16 Uhr, weiß, dass es jetzt ganz knapp werden kann. Denn natürlich wird Rivalin Gundelach vom Merkel-Boom profitiert haben. Kurz vor 19 Uhr versammeln sich alle um das Notebook, das über einen Beamer die Zahlen des Statistik-Amtes Nord auf die Wand wirft. Erste Wahllokale haben schon geliefert. Und Gundelach liegt vorn, sie hat es ja auch immer wieder gesagt: „Es gibt bei Wahlen keine Erbhöfe mehr.“ Hakverdi geht raus, schnorrt sich eine Zigarette. War am Ende doch alles vergebens? Die Touren zu den Rosenzüchtern in den Vier- und Marschlanden, zu den Schützenvereinen in Harburg, zu den Landwirten in Bergedorf, den Sportvereinen in Wilhelmsburg? Die über 1000 Termine allein in den vergangenen sieben Monaten mit drei Paar durchgelaufenen Schuhen? Der Endspurt mit am Ende sogar 17000 Hausbesuchen, das letzte Plakatekleben zwei Nächte zuvor um 2 Uhr morgen?

Vor allem blitzt jetzt wieder die eine Frage auf, die er sich in den vergangenen Wochen so oft gestellt hat. Ist sein Wahlkreis nach Wehner und Klose wirklich reif für einen Abgeordneten mit türkischen Wurzeln? War sein Nachname bei konservativen SPD-Sympathisanten doch eine Bürde? Klar, in seinem Kiez ist er unter den türkischstämmigen Bürger ein Star, der türkische Fleischer neben seinem Wahlbüro hat sein Schaufenster mit

einem Hakverdi-Plakat dekoriert. Aber in Harburg und Bergedorf haben sie sich bei den Hausbesuchen auch anhören müssen: Wieso stellt Ihr denn einen Türken auf?

Allein Kazanci, der Campaigner, strahlt unverdrossen Zuversicht aus. „Keine Sorge“, sagt er, „zuerst werden die ländliche Gebiete ausgezählt. Da ist CDU traditionell stärker.“ Und in der Tat wendet sich langsam das Blatt. Als Hakverdi seinen Smart Richtung Harburger Herbert-Wehner-Haus steuert, liegt er mit 800 Stimmen vorn. Doch Gratulanten wehrt er weiter ab: „Denkt an Stoiber, der hat sich 2002 auch schon als Wahlsieger gefühlt.“ Erst bei der zentralen SPD-Wahlparty im Kurt-Schumacher-Haus lässt er sich feiern. Innensenator Michael Neumann fällt ihm um den Hals, sagt: „Dir habe ich es so sehr gegönnt.“ Als dann die Zahl von 40,4 Prozent der Erststimmen für Hakverdi die Runde macht, mischt sich in die Freude über den Einzug von fünf Direktkandidaten der SPD große Anerkennung. Hakverdi hat sogar 1,4 Prozent mehr Erststimmen geholt als die Legende Klose 2009. Der Kämpfer ist angekommen. In seiner Partei. Bei seinen Wählern. Und in Berlin.

Der Bürgermeister

In einem jordanischen Lager mit 116000 Kriegsflüchtlingen aus Syrien regiert die Mafia. Gegen sie tritt der deutsche Entwicklungshelfer Kilian Kleinschmidt an. Es muss ihm gelingen, die Würde der Menschen zu retten

Von Takis Würger, Der Spiegel, 24.06.2013

Kilian Kleinschmidt betritt das Camp bewaffnet mit einem 15 Zentimeter langen Haken aus Edelstahl. "Ich hasse Flüchtlingslager", sagt er. Er hält den Haken in der Hand wie einen Dolch.

Als die Nacht hereinbrach, sagte ein Militärpolizist zu Kleinschmidt, er dürfe auf keinen Fall nachts ins Camp gehen. Kleinschmidt geht stumm durch das Tor.

Vor ihm in der Finsternis leben 116 000 Flüchtlinge in einem Lager mit dem Namen "Saatar". Sie sind aus dem Krieg in Syrien geflohen. Sie hausen in Containern und Zelten, die einen blauen Aufdruck tragen, UNHCR. United Nations High Commissioner for Refugees, das Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, ist Kleinschmidts Arbeitgeber. Die Menschen kommen mit Bussen von der Grenze in dieses Stück Wüste im Norden Jordaniens, jeden Tag werden es mehr. Die Beduinen aus der Gegend sagen, bevor die Flüchtlinge kamen, habe in dieser Wüste der Teufel gewohnt, niemand sonst, nicht einmal Skorpione.

Kilian Kleinschmidt soll dafür sorgen, dass die Flüchtlinge hier überleben. Er will ihnen die Würde zurückgeben. Er soll Ordnung schaffen im Lager. Er ist Deutscher. Ein Deutscher stellt die Ordnung wieder her, so könnte man den Plan zusammenfassen.

Die Flüchtlinge bekommen Wasser, Nahrung, Obdach, Toiletten und warme Decken für die Nacht. Es könnten zufriedene Flüchtlinge sein. Aber sie stürmten einen Container, in dem Waschmittel verteilt wurde, und brachen einer Entwicklungshelferin den Fuß mit einem Stein. Kleinschmidt geriet in eine Schlacht zwischen Militärpolizei und Flüchtlingen, sein

Hals schmerzt noch vom Tränengas. Flüchtlinge zogen einen Polizisten aus seinem Räumpanzer und schlugen ihm mit einem Stein auf den Schädel.

Jeden Tag halten vier Busse im Lager und sammeln Menschen ein, die zurück nach Syrien reisen wollen. Die Flüchtlinge stellen sich morgens an, und wenn die Busse halten, schlagen sie sich um die Plätze. Sie prügeln sich, weil sie lieber im Krieg leben wollen als in Saatari. Kleinschmidt erlebt das Lager als einen Ort, in dem der Teufel noch immer zu Hause ist.

Das UNHCR gab ihm im März den Auftrag, Saatari aus dem Chaos zu retten. Sie ließen ihn aus Kenia einfliegen, stellten ihm einen Container in einen Bereich, der durch Zäune, Stacheldraht und Wachmänner gesichert wird, und druckten ihm einen Stapel Visitenkarten mit dem Aufdruck "Senior Field Coordinator". Das bedeutet: Er hat hier das Sagen.

Kleinschmidt guckte sich das Lager zehn Tage lang an, sprach mit Helfern und Flüchtlingen und verstand, dass die Helfer es geschafft hatten, allen Flüchtlingen das Leben zu retten und deren Grundbedürfnisse zu stillen. Aber es war niemandem gelungen, die Flüchtlinge glücklich zu machen. Kleinschmidt dachte nach und kam zu dem Ergebnis, dass Saatari zwei Probleme haben müsse. Erstens: die Flüchtlinge. Zweitens: die Helfer.

Bevor Kleinschmidt zu seiner Nachtwanderung aufgebrochen ist, ging er das Lager der Helfer ab. Er ging vorbei an Bürocontainern von: Unicef, UNHCR, Technischem Hilfswerk, International Medical Corps, Mercy Corps, Save the Children, International Relief & Development, World Food Programme, Norwegian Refugee Council, United Nations Population Fund, Noor Al Hussein Foundation, Jordan Health Aid Society, Oxfam, International Rescue Committee, Relief International, Reach, Japan Emergency NGO, Japan International Cooperation Agency.

Es war Nacht. Fast alle Container waren leer. Die Helfer hatten Feierabend gemacht.

Einen Tag zuvor war alles anders gewesen. Der Parkplatz stand voll mit Geländewagen. Es waren viele Entwicklungshelfer aus Amman angereist, die sonst nicht im Lager arbeiten. Der EU-Kommissar für Erweiterung hatte seinen Besuch angekündigt. Politiker sind wichtig für die Hilfsorganisationen, weil sie Zugang zu Geld haben und weil sie Journalisten mitbringen, die Geschichten erzählen. Diese Geschichten werden von

Menschen gehört, die auch Geld haben. Geld ist für die Hilfsorganisationen noch wichtiger als Leid.

Kleinschmidt gab dem EU-Kommissar zur Begrüßung die Hand und sagte: "Willkommen in Saatari, ich bin hier der Bürgermeister."

Der EU-Kommissar fuhr begleitet von der Militärpolizei in eine Schule, die Unicef gebaut hatte. Ihm folgten viele junge Menschen, die exzellentes Englisch sprachen und die Westen ihrer Hilfsorganisationen trugen wie Paradeuniformen. Ein paar Frauen trugen Schuhe mit hohen Absätzen, die im Wüstensand versanken. Kleinschmidt stand in der Menge in einem staubigen Hemd und sagte: "Am Nachmittag sind die meisten der Westen wieder abgereist."

Er besitzt auch eine himmelblaue UNHCR-Weste. Sie hängt in seinem Büro über seinem Stuhl, er wischt sich mit ihr manchmal den Schweiß vom Gesicht. Er glaubt, Helfer tragen Westen, um die Menschen mit Großbuchstaben zu blenden.

Manchmal erinnert Kleinschmidt an eine Planierdrause, die alles platt walzt, was ihr in diesem Lager nicht passt. Aber Kleinschmidt soll das Gegenteil schaffen und das größte Lager für syrische Flüchtlinge in Jordanien aufbauen und befrieden. Ein Mann mit einem Stahlhaken soll Sinn stiften.

An dem Tag, als der EU-Kommissar zu Besuch war, standen in der Menge der Helfer zwei junge Frauen, die braune Westen trugen, auf die in blauen Buchstaben UNESCO gestickt war. Die Unesco kümmert sich unter anderem ums Weltkulturerbe. Kleinschmidt hatte die Frauen noch nie gesehen und wusste auch nicht, um welches Kulturerbe sie sich in Saatari kümmern könnten. Er fragte: "What are you doing here?" - Was macht ihr hier?

"Wir machen hier ein Mentorenprogramm für Kinder", sagte eine der Frauen und gab ihm eine Visitenkarte, auf der "Project Manager" stand. Kleinschmidt sagte: "Es wäre gut zu wissen, was genau ihr hier macht, ich bin hier nämlich der Camp-Manager."

Man könnte glauben, dass hier der Camp-Manager das Camp managt. Aber Kilian Kleinschmidt sagt, dass alles viel schwieriger sei, als es klingt.

Er weiß nicht, wie viele Entwicklungshelfer im Lager arbeiten. Laut einer Liste auf der Internetseite des UNHCR helfen 139 Organisationen den Menschen in Saatari. Es gibt

"Ärzte ohne Grenzen", "Elektriker ohne Grenzen" und "Gynäkologen ohne Grenzen". Die "Clowns ohne Grenzen", die in Krisengebieten auftreten, um Menschen aufzuheitern, sind wieder abgereist.

Es kommt vor, dass private Spender aus Saudi-Arabien ein paar hundert Wohncontainer ins Lager karren, ohne vorher mit Kleinschmidt oder seinem Team darüber gesprochen zu haben. Südkorea hat für 20 000 Dollar einen Fußballplatz gebaut, auf dem niemand spielt. Es gibt eine niederländische Gitarrengruppe, von der Kleinschmidt nicht weiß, was sie hier will. Und der koreanische Botschafter in Jordanien will den Kindern aus Saatari demnächst Taekwondo-Unterricht geben lassen.

Ein Entwicklungshelfer sagt: "Stell dir vor, der UNHCR wäre Nike. Wir bauen einen Turnschuh und lassen die einzelnen Teile des Turnschuhs von Zulieferern herstellen. Jeder Teil des Schuhs kommt von einem anderen Lieferanten, die Sohle, der Senkel, das Leder, und jeder arbeitet nach eigenen Entwürfen. Versuch dir mal vorzustellen, wie der Schuh am Ende aussieht."

Kleinschmidt wurde geholt, weil ihm der Ruf vorausseilt, unmögliche Aufgaben zu lösen.

Manche verehren ihn für seine Arbeit, manche halten ihn für einen Mann, der bei der Fremdenlegion vielleicht besser aufgehoben wäre.

Um den Hals trägt er eine Kette, daran hängt ein Anhänger aus Silber, den seine Frau entworfen hat. Kleinschmidt sagt, das Symbol bedeute "Krieger".

Früher war er mal Pazifist und wollte Weinbauer werden. Nach dem Abitur in Berlin fuhr er nach Südfrankreich, um Trauben zu ernten, dann kauften seine Freunde und er eine Ziegenherde und machten Käse. Dann lernte er, Schieferdächer zu decken. Er züchtete auch ein paar Kaninchen und buk Pâté. Er verliebte sich und bekam mit seiner Frau eine Tochter, und als die Beziehung scheiterte, kaufte sich Kleinschmidt ein Motorrad und fuhr in die Sahara.

In einer Bar in Mali lernte er einen Mann und eine Frau kennen, die als Entwicklungshelfer arbeiteten, und nach vielen Gläsern Whisky fragten sie Kleinschmidt, ob er Lust habe, mit ihnen eine Schule in die Wüste zu bauen.

Er sagt, er habe gelernt, was Freiheit bedeutet, was Abenteuer bedeutet und was Sinn. Er wurde Entwicklungshelfer, und er sagt, dass er im Lauf seines Lebens viele schöne Antworten auf die Frage gehört habe, warum Menschen diesen Beruf wählen, aber wenig ehrliche.

Er ging nach Uganda, Südsudan, Kenia, Somalia, in den Kosovo, nach Sri Lanka und Pakistan und wunderte sich, dass er alles überlebte. Er entschloss sich, seiner Arbeit alles andere unterzuordnen. Kleinschmidt lebt selbst wie ein Flüchtling.

Mitte der neunziger Jahre rief sein Chef aus der Zentrale des UNHCR in Genf an und sagte, dass im Kongo 100 000 Hutu-Flüchtlinge im Wald verlorengegangen seien und sich davor fürchteten, von den Tutsi geschlachtet zu werden. Kleinschmidt stellte ein Team zusammen, flog in den Kongo, fand eine alte Eisenbahn der ehemaligen belgischen Kolonialherren, ließ die Bahn instand setzen und fuhr mit einer Dampflokomotive ins Unterholz. Er fand die Flüchtlinge und rettete viele von ihnen.

Kleinschmidt wird schweigsam, wenn man ihn fragt, warum er tut, was er tut. "Ich mach es halt", sagt er dann. Er macht es, weil er besessen ist, und dafür kann es viele Gründe geben, aber zwei drängen sich auf: Er ist besessen davon, Leben zu retten. Und er ist besessen davon, sein eigenes Leben zu riskieren.

Heute, mit 50 Jahren, hat Kleinschmidt einen Stiefsohn und fünf Kinder von drei Frauen, verteilt über Europa und Afrika. Er trinkt keinen Whisky mehr und raucht keine Zigaretten, geht aber regelmäßig zu einem Militärpsychologen, um seine Seele zu reinigen. Man darf vermuten, dass es wenig im Reich der Lebenden oder Toten gibt, das Kleinschmidt noch schockieren könnte, aber das Lager in Saatari hat es geschafft. Kleinschmidt sagt: "Das sind die schwierigsten Flüchtlinge, die ich je erlebt habe."

Er marschiert vorbei an einem eingezäunten Komplex, in dem Flüchtlinge sitzen, die gerade im Lager angekommen sind. Er könnte sich zu den Frauen setzen und zuhören.

Eine Frau sagt: "Mein Stadtteil in Damaskus wurde bombardiert, die Menschen werden ermordet."

Eine Frau sagt: "Ich bin zuerst in den Libanon geflohen, da waren Hisbollah-Kämpfer, sie haben versucht, in mein Haus einzubrechen."

Eine Frau sagt: "Mein Vater ist im Gefängnis, ich weiß nicht, ob er noch lebt."

Eine Frau sagt: "Im Fernsehen haben sie gesagt, dass mein Mann ein Terrorist sei, sein Spitzname ist ‚Der Vogel‘, er wurde verhaftet."

Eine Frau sagt: "Sie haben meinem Mann gesagt, er solle zur Polizei kommen und Süßigkeiten mitbringen, er kam nie zurück."

Kleinschmidt sagt: "Unsere Schwäche ist, dass wir die einzelnen Bäume sehen und nicht den Wald." Er hört sich die vielen Geschichten nicht an.

Es gibt wahrscheinlich 116 000 Erklärungen für die Wut der 116 000 Flüchtlinge, aber Kleinschmidt glaubt, er habe drei wichtige Erklärungen isolieren können.

Erstens: Diese Menschen kommen aus einem Land, in dem die Elite ihr Feind war. Nun haben sie sich ihre Freiheit erkämpft und wollen nicht von der nächsten Elite befohlen bekommen, wie viele Linsen sie essen dürfen.

Zweitens: Viele Flüchtlinge glauben, dass die internationale Gemeinschaft ihnen etwas schulde, weil sie in Syrien das Morden nicht stoppt.

Drittens: Es gibt die Mafia.

Kleinschmidt versteht erst langsam, wer die Verbrecher sind, die auf der anderen Seite des Stacheldrahts gegen ihn arbeiten, aber er glaubt zu wissen, was sie wollen. Sie wollen das Lager instabil halten. Sie wollen, dass freier Handel verboten bleibt, damit sich der Schmuggel weiterhin lohnt. Sie wollen verhindern, dass die Helfer ein Stromnetz anlegen, damit sie weiter illegal gezapften Strom verkaufen können. Sie wollen, dass sich die Polizei davor fürchtet, das Lager zu betreten, weil die Mafia dann ungestört arbeiten kann.

Es gibt Männer in Saatar, die das Chaos nutzen, um Macht zu erlangen. Ein paar von ihnen meinen es gut, ein paar sind böse, und einer von ihnen, der mächtigste vielleicht, heißt Abu Hussein.

Er sitzt in einem Container auf einer Polstergarnitur, die mit einem Blumenmuster verziert ist, und serviert Mokka, der so stark ist, dass er zwischen den Zähnen knirscht. Seine Frau stellt neun Aschenbecher auf den Tisch. Auf dem Teppich liegen zwei Mobiltelefone von Nokia, eins in Rot, eins in Rosa. Abu Hussein's Kinder sitzen im Container nebenan, bei 18 Grad Celsius, erzeugt durch eine Klimaanlage, und schauen im

Fernsehen die "Hero Turtles". Abu Hussein sagt: "Wenn ich wollte, würde das ganze Lager in fünf Minuten brennen."

Abu Hussein ist 48 Jahre alt, er hat einen sauber rasierten Bart, und seine Haare sind entweder in Form geföhnt, oder sie stehen unter einer natürlichen Spannung vom Kopf ab. Er sagt, bevor er der mächtigste Mann in Saatari wurde, hatte er in Daraa in Syrien gelebt, als Lehrer in einer Schule gearbeitet und das Fach "Klimaanlage und Heizung" unterrichtet. Als sich das Volk gegen den syrischen Herrscher Assad aufbäumte, schloss sich Abu Hussein den Kämpfern an und wurde Kommandeur einer Spezialeinheit der Freien Syrischen Armee, der "Falken vom Stamme des Propheten Mohammed". Die Spezialität der Falken waren Minen. So erzählt er das. "Ich habe getötet", sagt Abu Hussein.

Dann bekam er Angst und floh. Am 5. August vergangenen Jahres erreichte er das Lager Saatari, er war der 60. Flüchtling, der hier ankam. Es wehte, sagt er, ein kalter Wüstenwind. Abu Hussein ging zu den Entwicklungshelfern und verlangte nach Decken für die Frauen und Kinder. Als der Helfer sich weigerte, sagte Abu Hussein, dass er 73 Menschen getötet habe und es bald 74 würden, wenn man ihm seinen Wunsch verwehrt. Er bekam die Decken. Von dem Tag an war er "der Akid", so erzählt er es, der Herrscher.

Als Herrscher ist es Abu Hussein gewohnt, das Wort zu führen. Es ist schwierig, ihm eine Frage zu stellen und darauf die passende Antwort zu bekommen. Vielleicht ist er auch zu schlau, um auf die Fragen zu antworten.

Was geben ihm die Leute dafür, dass er der Boss ist?

"Nur Allah ist der Herrscher."

Aber er, Abu Hussein, hat hier schon was zu sagen?

"Ich regiere 21 Straßen, meine Männer patrouillieren Tag und Nacht. Ich habe zehn Barbieri, die jeden umsonst rasieren, der es wünscht."

Was geben die Menschen dafür zurück?

"Nur ihre Liebe."

Wie kann sich ein Flüchtling wie er drei Container und eine Klimaanlage leisten?

"Politik ist ein Ozean. Es kann nicht jeder darin schwimmen."

Wie schätzt er die Arbeit der Entwicklungshelfer ein?

Abu Hussein zieht ein paarmal an seiner Zigarette und atmet tief ein wie vor einem Tauchgang. Dann schlägt er mit seiner Faust auf den Teppich, dass die Mokkakanne wackelt. Abu Hussein schreit. "Ich war beim World Food Programme und habe gesagt, dass ich ein Stück Käse will, die haben mir gesagt, das müssen irgendwelche Leute in Genf entscheiden. Ich frage dich, wer sitzt in Genf und entscheidet, ob ich ein Stück Käse esse?"

Er schreit eine halbe Stunde lang, spricht von Korruption und Juden und Käse. Er beklagt sich, dass bei den Helfern Männer arbeiten, die einen Zopf tragen. Und er schreit, dass dieser Mister Kilian der Einzige mit ein wenig Anstand sei.

Es gibt in Saatari hinter jeder Zeltplane einen Mann, der sagt, er sei der Boss. Vielleicht ist Abu Hussein ein Lügner, vielleicht war er nie ein Falke. Auf jeden Fall hat er begriffen, dass derjenige als Anführer hervorgehen wird, der die Menschen glauben lässt, dass er der beste Herrscher ist.

Kilian Kleinschmidt kam eines Tages in Abu Hussein's Container, um herauszufinden, ob er es mit einem weiteren Angeber zu tun hat. Mit dabei saßen fünf Männer mit rotem Palästinensertuch auf dem Kopf. Einer von ihnen sagte zu Kleinschmidt: "Ich habe gesehen, wie du nachts durchs Lager gelaufen bist. Ich habe überlegt, dich entführen zu lassen."

Kleinschmidt lächelte und bedankte sich für Abu Hussein's Einladung. Kleinschmidt besuchte ihn zusammen mit einem Kollegen. Der Kollege ist ein junger Ire, der erst seit ein paar Tagen im Lager arbeitet und der die Getränke in Abu Hussein's Container anschaute wie Handgranaten. Es gibt in Saatari eine Durchfall-Epidemie. Kleinschmidt trank zwei Kaffee auf ex aus derselben Tasse wie Abu Hussein und aß zwei Teigfladen mit Spinatfüllung. Abu Hussein sagte: "Wir haben das Gefühl, dass die Helfer kein Herz haben."

Er sitzt in einem Container, der 3000 Dollar gekostet hat. Der Ventilator läuft mit Strom, den er aus dem italienischen Krankenhaus abzapft. Das Wasser für seinen Tee kommt aus Kanistern von Unicef. Für nichts davon hat Abu Hussein gearbeitet, gezahlt oder sich bedankt.

Kleinschmidt ließ sich nicht anmerken, was er dachte. Zuvor hatte er gesagt, dass es nicht darum gehe, worüber gesprochen werde, sondern darum, überhaupt miteinander zu

sprechen. Er trank Tee und hörte zu. Nach zwei Stunden sagte Abu Hussein: "Du bist ein kluger Mann, Mister Kilian, wir sollten zusammenarbeiten."

Kleinschmidt sagt, dass dieses Lager nur dann ein Ort werden könne, an dem Flüchtlinge ihre Würde wiederfinden, wenn er es schafft, dass all die Chaoten da draußen ihn respektieren.

Er arbeitet 18 Stunden am Tag. Er befiehlt keinem Helfer, was er tun soll, sondern versucht, sie von seiner Idee zu überzeugen, Saatari als Stadt zu sehen und nicht als Lager. Er teilte die Stadt in zwölf Regierungsbezirke auf und schickte in jeden Bezirk einen seiner Mitarbeiter, der sich täglich mit den Straßenchefs berät. Er besuchte den Befehlshaber der Militärpolizei zu Hause, aß mit ihm gekochtes Lamm und überzeugte ihn von dem Plan, mit Nachtpatrouillen zu beginnen. Er ließ einen Graben buddeln, damit die Schmuggler nicht ins Lager fahren können, und weil das nichts half, schaufeln nun Bagger einen zwei Meter hohen Erdwall. Er empfing Politiker und erklärte ihnen, warum er mehr Geld brauche. Er bekam es. Er gab Interviews, wedelte mit seinem Haken und warb dafür, dass Journalisten nach Saatari kamen. Die meisten Helfer der anderen Organisationen erstatten ihm mittlerweile Bericht darüber, was sie tun. Seine Kollegen haben angefangen, mit ihm im Lager zu übernachten. Immer mehr von ihnen verlassen ihre Büros und folgen Kleinschmidt auf die andere Seite des Stacheldrahts.

Damit die Flüchtlinge ihn respektieren, geht er nachts allein spazieren, so dass die Menschen sehen, dass er einer von ihnen ist. Er ließ Laternen in dem Teil des Lagers bauen, in dem die Flüchtlinge ankommen, sie sollen es hell haben. Und er lässt ihnen heißen Tee servieren. Er kündigte an, dass die Flüchtlinge bald ihre Lebensmittel mit Gutscheinen in Supermärkten kaufen können. Er glaubt, dass in drei Monaten niemand mehr in einem Zelt leben muss. Vor kurzem saß er in einer Runde im gefährlichsten der zwölf Regierungsbezirke, und ein paar Männer sagten, sie würden gern Olivenbäume pflanzen.

Man kann Kilian Kleinschmidt für einen Rambo halten und es verwerflich finden, dass er wie ein Unternehmensberater auf das Flüchtlingslager schaut. Aber bevor er nach Saatari kam, wäre hier niemand auf die Idee gekommen, einen Olivenbaum zu pflanzen.

An einem Abend, an dem die anderen Helfer schon schlafen, sagt Kleinschmidt, er vermisse seine Frau so sehr, dass es weh tue. Er hoffe, er würde bald heimkehren können zu

seinen Kindern und seinem Enkelsohn. Und er sagt, er habe sich für einen Bürojob in Straßburg beworben, aber er fürchte, irgendwann ins nächste Krisengebiet geschickt zu werden.

Es ist der Moment, in dem man ahnt, dass Kilian Kleinschmidt der klügste Blender in diesem Lager ist. Er herrscht nicht, er dient. Aber er tut viel dafür, dass es niemand merkt. Wenn er sich unbeobachtet fühlt, legt er den Kindern seine Hand auf den Kopf und lauscht den Sorgen ihrer Mütter. Schließlich sagt er noch, dass der Haken, den er trägt, nur ein Zelthaken sei. Er würde damit nie einen Menschen schlagen, er trage ihn gegen die eigene Nervosität, und eigentlich habe er ihn nur noch dabei, wenn er von Journalisten begleitet wird. Sie fotografieren ihn damit so gern.

Kleinschmidt hat begriffen, dass die Spender einen starken Mann wollen, also spielt er ihn. Er hat begriffen, dass die Helfer einen Anführer brauchen, also gibt er ihnen einen. Er hat begriffen, dass die Flüchtlinge ihn nur akzeptieren, wenn er ihnen als Bürgermeister begegnet.

Er verrät niemandem im Lager, dass er manchmal seiner Frau abends am Telefon sagt, dass er so ausgebrannt und erschüttert sei. Er erzählt ihr, dass er nicht wisse, ob er noch eine weitere Woche durchhalte. Er sagt: "Ich hasse Flüchtlingslager, weil sie den Menschen die Würde nehmen." Auf die Frage, warum er Entwicklungshelfer geworden sei, antwortet Kleinschmidt: "Wenn wir wissen, dass wir Gutes tun, fällt es uns leichter, uns selbst zu lieben."

An einem Feiertag im Juni, als er in der jordanischen Hauptstadt Amman unterwegs war, bekam er eine SMS von einem Kollegen aus Saatari. So eine SMS trifft jeden Tag ein, und normalerweise steht darin, wie viele Steine geworfen wurden oder was die Flüchtlinge gestohlen haben. In dieser SMS standen drei Buchstaben: NTR. Nothing To Report. Keine besonderen Vorkommnisse.